Kindheitserinnerungen

Hermann Ebers

(21.06.1881 – 10.02.1955)

Urkundlich ist festgelegt, dass ich am 21. Juni 1881 als Sohn des ordentlichen Professors an der Universität Leipzig Dr. Georg Ebers und seiner Frau Antonie, geborene Beck, verwitwet gewesene Lösevitz, geboren bin und zwar in den frühen Nachmittagsstunden dieses Tages.

Mein Vater war damals 44 Jahre und meine Mutter 43 Jahre alt. Sie hatte schon 7 Kindern in ihren beiden Ehen das Leben geschenkt, so dass ich als das 8. ihrer Kinder zur Welt kam in einem Zeitpunkt, in dem sie es nicht mehr erwartete. Sie hat mir öfters erzählt, dass sie damals ihrer Entbindung nicht gerade mit großer Freude entgegen sah. Seit acht Jahren, seit meine Schwester Elly zur Welt gekommen war, hatte der Kindersegen ausgesetzt und als ich nun mein Dasein anmeldete, war das zunächst ein rechter Schreck. Die beiden ältesten Töchter aus erster Ehe, Tilla und Emmy, waren schon 22 und 20 Jahre alt und zu allem Überfluss hatte sich Emmy mit dem Chirurgen Dr. Hermann Seidel verlobt, so dass es der angehenden Schwiegermutter ein wenig peinlich war, sich gerade in dieser Zeit Mutter zu fühlen.

Am 25. Juli 1881 wurde ich von Pastor Hartung auf den Namen Hermann Eduard Carl getauft, schon mit der Absicht der Eltern, mich „Hermy“ zu nennen, welcher Kosename ihnen bei einem Sohn ihrer Freundin Madame Keil gefallen hatte. Den Namen Eduard verdanke ich der Freundschaft meines Vaters mit seinem Verleger Eduard von Hallberger, den Namen Carl der Patenschaft von dessen Bruder Carl. Ich habe acht Paten gehabt, unter ihnen war der vortreffliche Theologe der Leipziger Universität D. Baur und Sir Lawrence Alma Tadema, der seiner Zeit so berühmte englische Maler, der durch eine ähnliche Verschmelzung von darstellender Kunst und Archäologie zu einem

großen Namen gekommen war wie mein Vater und zu den Freunden unseres Hauses gehörte. Eine getreue Patin war auch eine holländische Cousine meines Vaters, Bertha L. Norman, von der alljährlich ein hübsches Geschenk zu meinem Geburtstag kam. Die Hauptpatentante aber war die jüngste Schwester meiner Mutter, die gute Helene, von der noch viel die Rede sein wird und die wohl auch, wenn sie nicht meine Patin gewesen, mir eine Vizemutter geworden wäre. Bei meiner Taufe sollen unendlich viele Reden gehalten worden sein, ich glaube, es waren 15. Kein Wunder, denn es waren ja lauter Professoren eingeladen!

Die Stadtgegend, in der ich geboren bin, gehört nicht zu den schönsten von Leipzig. Mein Geburtshaus steht äußerlich noch im gleichen Zustand wie im Jahr meiner Geburt in der Hohen Straße und trägt die Nummer 18. Es ist die Gegend in der Nähe des Bayrischen Bahnhofs, vielleicht ein Hinweis des Schicksals auf die künftige Heimat der Familie im Allgemeinen und der meinigen im Speziellen.

Ich glaube, mich an ein dickes Wesen mit weißer Schürze zu erinnern, von dem ich später öfters hörte, dass sie Anna Siemanck geheißen habe und die meine Kinderfrau war. Ich erinnere mich an Spiele um das Meißner´sche Gewächshaus herum, bei denen mein Bruder Hans, neun Jahre älter als ich, recht wild war. Er war überhaupt ein wenig der Schreck meiner frühen Kinderzeit, weil er mich nach Art älterer Brüder gern knuffte und auf mich, der ich nicht nur als Nesthäkchen sondern auch wegen einer schweren Krankheit, die ich als Säugling zu überstehen hatte, mehr geschont und gepflegt wurde als sonst üblich, meiner „Zimperlichkeit“ wegen etwas herabsah.

Von dieser Krankheit hat mir Tante Helene oft erzählt. Wenn ich von ihr berichten will, muss ich vorausschicken, dass meine Mutter aus dem alteingesessenen Rigaer Bürgertum stammte. Ihr Vater war Ratsherr und mehrmals Bürgermeister dieser alten, damals noch ganz deutsch verwalteten Hansestadt gewesen. Die Großeltern hatten neben ihrem Stadthaus noch ein Häuschen am „Strand“, also an der Ostsee in dem Badeort Dubbeln. Es muss ein stimmungsvoller kleiner Ansitz gewesen

sein, ein Holzhaus unter Birken auf einer der Dünen. Mein Vater musste alljährlich Badekuren gebrauchen, bei denen meine Mutter ihn stets begleitete und so kam es, dass die Kinderschar während der Ferien stets Gast der Rigaer Großeltern in Dubbeln war. Die Reise von Leipzig dorthin glich damals noch einer richtigen Expedition. Die Züge gingen nicht halb so schnell wie jetzt, es gab weder Speise- noch Schlafwagen, an der russischen Grenze hatte man Scherereien mit Pass- und Zollrevision.

Ich wurde das erste und letzte Mal mitgenommen, als ich ein Jahr alt war. Es muss ein heißer Sommer gewesen sein und ich bekam in Dubbeln einen schweren Brechdurchfall mit hohem Fieber. Als es so schlimm mit mir stand, waren die Eltern telegraphisch verständigt worden und meine Mutter eilte in einer ununterbrochenen Fahrt von 60 Stunden von Tutzing zu mir. Sie und mein Vater waren gerade Gäste Hallbergers auf dessen Schloss in Tutzing und meine Erkrankung hat damals bei meinem Vater dafür den Ausschlag gegeben, dass er unseren schönen Besitz in Tutzing kaufte, um künftig in den Ferien nicht so weit von den Kindern getrennt zu sein. Er kannte Tutzing am Starnberger See schon gut, denn er hatte dort öfters als Gast auf dem Schloss gewohnt.

Aber zurück nach Leipzig! – Ich habe vorher schon meinen zweiten Bruder Hans erwähnt, der in meinen ersten Lebensjahren noch eine Einheit mit den Schwestern Marie und Elly bildete. Sie spielen alle drei wegen des großen Altersunterschiedes zu mir in meinen frühesten Erinnerungen keine große Rolle. Mein ältester Bruder Paul war damals wohl schon in Schul-Pforta und seine Persönlichkeit hat sich dem kindlichen Gedächtnis eigentlich auch erst richtig eingeprägt, wie er als lustiger Korpsstudent die Ferien in Tutzing verbrachte. Marie, Elly und Hans waren innerhalb 2 ½ Jahren auf die Welt gekommen, was nur möglich war, weil Hans als Siebenmonatskind zur Welt kam. Meine beiden ältesten Schwestern Tilla und Emmy aus erster Ehe meiner Mutter sind mir in früher Kindheit auch ziemlich entrückt gewesen. Nicht etwa, weil sie nur Halbschwestern von mir waren, denn da wurde

bei uns niemals auch nur der geringste Unterschied gemacht und das wunderschöne Verhältnis meines Vaters zu diesen seinen Stieftöchtern ist darin immer für uns Kinder vorbildlich gewesen, nein, es war deshalb so, weil sie ja noch viel älter waren als ich, so viel älter, dass sie beide hätten meine Mutter sein können. Zudem ging die Jüngere ja schon bald nach meiner Geburt aus dem Haus, nachdem ich auf ihrer Hochzeit im Steckkissen herumgereicht worden war.

Eine meiner frühesten Erinnerungen war eine schlaganfallähnliche Attacke meines Vaters, von der ihm wohl die schwere Ischiaslähmung und eine leichte Sprachhemmung, die sich hauptsächlich einstellte, wenn er ermüdet war, sowie ein von Zeit zu Zeit auftretendes qualvolles Gürtelschnüren geblieben sind. Seit diesem Anfall war er, dessen schwere Jugenderkrankung, die er in seiner „Geschichte meines Lebens“ genau beschreibt, nach einer Periode vollkommener Gesundheit und großer Leistungsfähigkeit sich immer wieder in anderen Formen wiederholt hatte, ein schwer leidender Mann. Und nur als solchen habe ich ihn gekannt, geliebt, verehrt und bewundert.

Ein Bild, in dessen Mittelpunkt er steht, ist mir noch aus dieser Leipziger Zeit in voller Deutlichkeit geblieben. Ich sehe ihn – damals schon im Rollstuhl – im Speisezimmer am Kopfende des lang ausgezogenen Esstisches sitzen, an dem sich in zwei Reihen die Studenten niedergelassen hatten. Neben ihm war eine große Schultafel aufgestellt, auf die mit Kreide Reihen der seltsamen Hieroglyphen gezeichnet waren. So versuchte er, auch noch nach jenem Anfall seine Lehrtätigkeit, die er über alles liebte, aufrechtzuerhalten.

Das einzige, flüchtige Erinnern an das reizende blonde Bübchen meiner Schwester Emmy Seidel, ihren Erstgeborenen Heinz, stammt wohl auch aus dieser Zeit. Ich sehe mich mit ihm an meinem Kinderwaschtischchen stehen, wo wir uns die Hände reinigen mussten. Der kleine, blondlockige Heinz war ein lebhaftes Bürschchen, das mir, dem in der Krankenatmosphäre zu großer Ruhe erzogenen Jungen, wohl etwas zu unruhig vorkam. Ich hatte aber doch den Eindruck von ihm, dass er

etwas besonders Reizendes sei und ich kann mich noch gut dessen entsinnen, wie nahe mir sein früher Tod ging. Ihre beiden blühenden Söhnchen – der Ältere war erst vier Jahre alt – verlor meine arme Schwester innerhalb einer Woche an einer mit Scharlach kombinierten Diphtherie, für die es damals noch kein Serum gab.

Eine andere sehr frühe Erinnerung der Leipziger Zeit haftet sich an Krostewitz. Es war dies das schöne Landgut der Madame Fiedler, der Mutter des großen Kunstmäzens und scharfsinnigen Kunstphilosophen Konrad Fiedler und seines musikbegeisterten Bruders Philipp. Die Familie Fiedler war den Eltern herzlich befreundet und wenn sie Landluft haben wollten, so stand ihnen ein Nebenhaus des Herrenhauses von Krostewitz, die „Villa Phantasia“ zur Verfügung. Meine Schwester Marie ist dort zur Welt gekommen.

In eine etwas frühere Zeit fiel wohl die erste Operation, die ich in meinem Leben durchmachen musste. Ich hatte plötzlich sehr stark auf einem Auge zu schielen begonnen. Die Eltern müssen darüber ziemlich entsetzt gewesen sein, denn ich war, wenn ich den Photographien dieser Zeit und den Angaben meiner älteren Verwandten trauen darf, ein hübsches Bübchen mit auffallend heller Haut, den Kopf voll dunkelblonder Locken und großen graublauen Augen. Mein Schwager Hermann Seidel war damals erster Assistent des bedeutenden Chirurgen Hans von Volckmann in Halle, der sich unter dem Namen „Leander“ auch als Schriftsteller mit seinen bezaubernden „Träumereien am französischen Kamin“ einen Namen gemacht hat. Mein Schwager wird also wohl den Ausschlag dabei gegeben haben, wenn ich – natürlich wieder von der guten Tante Helene – nach Halle gebracht wurde, wo mich der berühmte Graefe, der Begründer der neueren Augenheilkunde operierte.

In den letzten Leipziger Winter fällt auch mein erster Unterricht, obwohl ich damals noch nicht 6 Jahre alt war. Mein Lehrer hieß Herr Huhle und war noch sehr jung. Ich weiß nicht, ob er Student oder gar noch Gymnasiast war. Er kam wohl immer nur für ein Stündchen am Tag und brachte mir die Anfangsgründe von Lesen und Schreiben bei.

Er war schlank und blass und trug seine blonden Haare stramm in die Höhe gebürstet, was ihm in meinen Augen etwas igelhaft-seltsames gab. Er war sehr nett zu mir und ich mochte ihn gern. Ich besitze noch ein Bändchen mit Grimm´s Märchen, das er mir zum Abschied schenkte.

Beim Eingang ins Treppenhaus stand in einer Nische eine Nachbildung der Venus von Medici, von der ich erst viel später erfuhr, dass ihr mein Bruder Paul, kurz bevor einmal das „Kränzchen“ meiner Schwester Tilla in Gestalt lauter wohlerzogener Professorenbackfische eintraf, einen schwarzen Handschuh an die Hand gezogen hatte, mit der sie ihre Körpermitte zu verdecken sucht. Diese Statue interessierte mich sehr, denn mir schien es nicht möglich, dass sie ein weibliches Wesen darstellte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein solches zwei Beine haben sollte. Die Frauenröcke waren damals so lang, so sehr mit Unterröcken unterfüttert und mit Volants und Rüschen garniert, dass sich die Zweiteilung des weiblichen Gehwerkzeuges einem kindlichen Auge nicht offenbarte. Ebenso wenig war mir noch für lange Zeit das Vorhandensein zweier Brüste bei dieser und anderen antiken Frauenstatuen ein unerklärbares Rätsel. Die mich umgebende wirkliche Weiblichkeit trug diese beiden lieblichen Kugeln so in ein Korsett gepresst und in die Höhe geschnürt, dass sie eine absolute Einheit bildeten. Die hübsche Grube, die bei einem eventuellen abendlichen Dekolleté diese Einheit immerhin etwas trennte, gab allerdings zu denken. Aber hierüber genauere Beobachtungen anzustellen, hatte ich damals noch keine Gelegenheit. Jedenfalls ist es merkwürdig, dass Tante Helene, mit der ich bis zu meiner Lateinschulzeit in ein und demselben Zimmer schlief, es verstand, mich so sehr im Ungewissen über die Beschaffenheit des weiblichen Körpers zu halten. Es ist dies ebenso bezeichnend für ihre Wesensart, als für die der damaligen Zeit überhaupt.

Meine Mutter hatte drei Kinderstuben in zeitlichen Abständen zu versorgen gehabt. Zuerst als blutjunge Frau die von Tilla und Emmy, dann in ihrer zweiten Ehe die von Paul und dem früh verstorbenen Fannychen, dessen kleines, blumengeschmücktes Grab auch zu meinen

frühesten Kindheitserinnerungen gehört und endlich die Kinderstuben von Marie, Hans und Elly. Nun für mich noch einmal eine richtige Kinderstube zu gründen, dazu fehlte der Mutter wohl mitten in der schweren Sorge um den Vater die Kraft. Ich blieb im Wesentlichen der Tante Helene überlassen, die mich mit Liebe und Güte umgab, aber aus ihrem sanften und empfindsamen Temperament heraus allem jungenhaft Lärmenden einen Dämpfer aufzusetzen pflegte.

Anders, heller und leuchtender in den Farben, sind die Erinnerungsbilder aus den ersten Sommern meines Lebens, die natürlich alle von Tutzing stammen. Sie sind zeitlich nicht so genau zu lokalisieren, wie jene Leipziger Erinnerungen und verschwimmen vielleicht zum Teil mit späteren. Immerhin ist es mir noch erinnerlich, wie der erste Gärtner den wir hatten, namens Stelzner, zwischen hohen Erdhaufen arbeitend, den Garten, der vorher eine ziemlich verwahrloste Wildnis war, anlegt und ihn sein großer schwarzer Neufundländer dabei begleitet.

Den Plan zu dieser Gartenanlage hatte der vortreffliche Gartenarchitekt Effner des König Ludwig II. gemacht und es war erstaunlich, wie er es verstanden hat, auf den 4 ½ Tagwerken der in den See vorspringenden Halbinsel einen Park hervorzuzaubern, der etwas, man könnte fast sagen: Signorales hatte und dabei, gedeckt vom Stallgebäude einerseits und dichten Bosketts andererseits, einen Gemüse- und einen Obstgarten in reichlichen Ausmaßen barg. Erst als später weniger verständnisvolle Hände diese Anlage umformten, habe ich gesehen, wie meisterhaft Planung und Ausführung unseres Gartens war. Aus den Gegebenheiten war alles gestaltet, dem natürlichen Baum- und Strauchwuchs, wie er etwa den klaren Bach säumte, der das Anwesen durchfloss, war keine Gewalt angetan. Während rechts und links vom Wohnhaus die Ufer ihren gewachsenen Bestand von Erlen und Weiden, Haselnuss- und Dornbüschen behalten hatten, nur da und dort feinfühlend zu Ausblicken gelichtet, waren vor dem Haus zwei freie Rasenparterres geschaffen, in deren Mitte von einem runden Sitzplatz aus eine Steintreppe zum See führte, die von zwei liegenden Bronzelöwen flankiert war.

Ich habe diesen Garten über alles geliebt und heute noch konzentriert sich in ihm für mich der Begriff „Heimat“. Wie oft habe ich mich später aus der Enge der Schule hinausgesehnt in dieses kleine Wunderland, in dem alles mir gehörte, wo ich jeden Baum und jeden Strauch kannte, alles so vertraut und heimlich war. Aber doch auch voller Geheimnisse. Denn was lauerte da nicht alles im Dunkel des Strauchwerks oder oben im Astlabyrinth der breiten Buchen, in die man kletterte, im undurchdringlichen Schilf am Badesteg oder unter den dunklen Fichten im Eiskeller!

Wenn diese Halbinsel mein Heimatland war, so war dessen Kolonie der „Obere Landstrich“. Diesen seltsamen Namen trug ein schmaler Streifen von etwa 2 Tagwerk, der zwar zum Anwesen gehörte, aber vom Garten durch den die Halbinsel landwärts abgrenzenden öffentlichen „Seeweg“ getrennt war. Er wurde seiner Länge nach von unserem Bach durchzogen und bildete die Zufahrt von der Landstraße her. Auf beiden Seiten grenzte der „Obere Landstrich“ an weite Wiesen, das Bachufer war üppig bestanden mit Büschen und Bäumen, unter denen eine Riesenbuche der Schönste war. Eine herrliche Wildnis folgte beiderseits dem Bache, von Waldrebe durchwuchert, bestanden mit mannshohem Schierling. Struppiges Zinnkraut wuchs an den unterhöhlten, tief eingeschnittenen Uferböschungen. Das Zufahrtssträßchen, welches das lange Grundstück durchlief, war dagegen artig von einer Rosskastanienallee eingefasst, die im Frühjahr ihre schönen weißen Kerzen aufsteckte. Hier, am „Oberen Landstrich“ konnte man als Junge allein und unbeaufsichtigt sein, man konnte Abenteuer bestehen mit stärkeren Nachbarsjungen oder sonst wie, - ja, es war richtig wie in einer Kolonie und nicht wie im „Mutterland“, das ja unser Garten im eigentlichsten Sinne für mich war. Denn hier war man doch allenthalben dem strengen Mutterauge erreichbar.

Nicht nur diesem! Mehr, viel mehr noch dem wachsamen Auge des Gärtners, der auf strenge Ordnung in dem wohlgepflegten Garten hielt. Dieser Gärtner, der heute noch für mich der Gärtner schlechthin ge-

blieben ist, war Georg Strub. Er löste unseren ersten schon bald ab und trat, als ich vier oder fünf Jahre alt war, bei uns ein, um solange dazubleiben wie wir das schöne Anwesen hatten. Später war er noch elf Jahre lang bei mir in Seeshaupt. Strub war gebürtiger Baseler und als rechter Schweizer freimütig, tüchtig und dickschädelig.

Sehr stolz war unser Strub einmal, als der Schlossgärtner von Tegernsee, der einen großen Ruf als Nelkenzüchter hatte, die Pracht unserer Nelken bewunderte und ihm sagte, so etwas habe er noch nicht fertig gebracht.

Wo es um die Pflege seines Gartens ging, scheute Strub auch sonst keine Mühe. Es musste eine Kuh da sein, die alle Jahre ihr Kalb bekam. Sie wurde von meinem ägyptologischen Vater nach der kuhköpfigen Göttin Ägyptens Hathor genannt, und als ihr erstes Kalb ein Stierkälbchen wurde, so taufte er es, getreu der Mythologie des geliebten Nillandes, Horus. Diese beiden Göttertiere fabrizierten die entbehrliche Basis des pflanzlichen Gedeihens im Garten in Gestalt des unersetzlichen Stalldüngers, während die göttliche Hathor allein dem Haushalt obendrein ihre rahmige Frischmilch lieferte.

Strub war zwar ein ausgesprochener Kinderfreund und man stand sich durchaus kameradschaftlich mit ihm, aber wenn es sich um Schädigung des Gartens handelte, wenn man die Wege in Unordnung gebracht hatte, sich gar an einem Beet oder an einer exotischen Pflanze vergriffen hatte, die blühenden Sträucher misshandelte oder dem Rasen Schaden zufügte, dann verstand er keinen Spaß, polterte und wetterte und brachte das Delikt in schweren Fällen unerbittlich vor das elterliche Forum.

Die Frau, die er kurz nach seinem Eintritt bei uns heiratete, hatte oft nichts zu lachen. Sie hieß nur die „gute Pauline“ und diese Güte und Fügsamkeit mag bei seiner Wahl den Ausschlag gegeben haben, denn seine freie Schweizer Natur duldete keinen Widerspruch. Dass sie etwas Erspartes hatte, war ja auch kein Fehler und dass sie sehr gut

kochte ebenso wenig. Ihre unverfälscht sächsische Mundart kontrastierte zu seinem Gemisch von schweizerisch und bayrisch, ihr protestantisch-kirchliches Gemüt zu seiner absolut freigeistig-antiklerikalen Gesinnung.

An der dem See abgekehrten Seite des Hauses war jenseits des Auffahrtsweges unter alten Ulmen ein Teeplatz. Dort lief ein von bemoosten Steinen umgebenes Brünnchen, überfächert von Farnkraut. An diesen Platz nun knüpft sich die einzige Erinnerung, die ich an meine Großmutter, die so sehr von ihm geliebte und verehrte Mutter meines Vaters, habe. Ich sehe sie dort im Kreise der Familie sitzen und zwar in jenem sandfarbenen, von weichem Luchspelz eingefassten kurzen Umhang, in dem sie, schon hochbetagt, von Kießling in Dresden gemalt worden ist. Es mag sein, dass mein Erinnerungsbild mit diesem Bildnis verschmilzt, das stets von der Stadt mit auf´s Land genommen wurde und hier wie dort gegenüber dem Arbeitsplatz meines Vaters hängen musste.

Er hat ihr in seiner „Geschichte meines Lebens vom Kind bis zum Manne“ ein so schönes Denkmal gesetzt, dass sich viel Worte über diese seltene Frau erübrigen. Es muss im August 1885 gewesen sein, als sich ihr Bild mir einprägte, denn nur damals war sie in Tutzing. Ich bin also zu dieser Zeit vier Jahre alt gewesen und erinnere mich noch des Gefühls ehrfurchtsvoller Scheu, dass ich der damals 84-jährigen Greisin gegenüber empfand. Sie hat ein Jahr später das Zeitliche gesegnet.

In der Mitte der Seeseite des Hauses befand sich das langgestreckte Esszimmer, ein Bau, der bis zur Hälfte seiner Höhe mit dunklem Holz vertäfelt, immer etwas dämmerig war, weil ihm die vorgebaute, mit Je-länger-je-lieber und Pfeifenkraut dicht umrankte Veranda das Licht nahm. Während die eine Schmalseite des Esszimmers ein großes Buffet einnahm, waren an den Längsseiten die gedrechselten Stühle aufgereiht, die als Reserve dienten, für den Fall, dass der große Speisetisch ganz ausgezogen war.

Der Winter 1885/1886 war der erste und für lange Zeit dann auch der letzte Winter, den ich ganz auf dem Land verbrachte und ich erinnere mich dieser Zeit als eines schönen lichten Traumes. Die Stimmung in den Stuben, die behaglich durchwärmt, viel heller waren als im Sommer, wo das Laub der alten Bäume das Licht dämpfte, der Blick über den See, der viel unendlicher war als sonst, weil so oft das jenseitige Ufer nicht zu sehen war, das Gefühl der Weltabgeschiedenheit, wenn es nachts geschneit und man die Wege zum Haus noch nicht ausgeschaufelt hatte, all dies vermeine ich heute noch ganz stark zu empfinden.

Wir waren auf das obere Stockwerk gezogen und eng zusammen gerückt. Das erhöhte noch das Gefühl der Behaglichkeit. In der Nähe des „Sommerkellers“, unweit der Bahnstation, lag ein Weiher, den man erst vor kurzem zugeschüttet hat. Er wurde, wenn der See nicht zugefroren war, von der Dorfjugend als Schlittschuhplatz benutzt. Hier habe auch ich meine ersten Versuche im Eislauf gemacht und soll mich dabei gar nicht dumm angestellt haben.

Wir mussten, wohl der Zuganschlüsse wegen, meist in München übernachten, und zwar taten wir dies im Hause des alten Jugendfreundes meines Vaters, des Geheimrats Adolf von Baeyer. Ich war sehr gern dort, zwei Söhne Hans - genannt Hanni - und Otto, waren zwar beide älter als ich, beschäftigten sich aber sehr nett mit mir. Mutter Baeyer hatte eine sehr frische, lustige Art, deren alt-berliner Witzigkeit ich allerdings erst später verstand und Vater Baeyer sah meinem Vater so ähnlich, dass man schon deshalb Vertrauen zu ihm hatte. Er muss sich auch sehr nett mit mir abgegeben haben, denn ich war eine Zeit lang sehr stolz darauf, dass er meinen Eltern gesagte hatte, man könne sich mit mir schon wie mit einem ganz großen Jungen unterhalten. Als Leiter des chemischen Universitäts-Instituts hatte Baeyer eine sehr geräumige, repräsentable Villa gegenüber dem alten Botanischen Garten und dem Glaspalast als Dienstwohnung inne, er stand damals schon auf der Höhe seines Ruhmes als bahnbrechender Chemiker.

Der Verlobte meiner ältesten Schwester Tilla war ein Freiherr von der Ropp, der Typ eines jener baltischen Barone, die gediegenes und umfassendes Wissen mit der Herzensliebenswürdigkeit wirklicher Noblesse verbanden. Ich habe ihn immer sehr gerne gehabt und ich sehe mich noch in jenem Tutzinger Winter auf seinem Schoß sitzen.

Im Frühjahr 1886 war dann die Hochzeit in Tutzing, wohin früher als sonst, schon im April, die Eltern gekommen waren. Die Hauptsache für mich gelang, nämlich das Hersagen eines langen Gedichtes, das mein Vater für den Polterabend verfasst hatte. Es verspottete in lustiger Form die Leidenschaft Tilla´s für Keks und ich hatte dabei im weißen Kittel und Mütze eines Bäckerjungen eine große Blechschachtel mit Albertkeks zu überreichen. Den Anfang des Gedichtes weiß ich noch:

„Komm´ aus Wurzen, wärts in Sachsen,
mühsam war´s hierher zu kraxen,
Bin ein Bäcker, backe Keks - - „

Ich hatte großen Beifall und so wäre denn alles ganz schön gewesen, wenn meine Mutter mir, der ich so heiß den Jungenanzug ersehnte, zur Hochzeit nicht wieder ein Mädchenkleid hätte machen lassen, weiß mit roten Litzen, dessen ich mich entsetzlich schämte. Meine Mutter muss das wohl gemerkt haben, denn ich kriegte bald darauf meinen ersten Knabenanzug: Tricot, sandfarben mit braunem Rips ausgarniert.

Das Frühjahr 1886 brachte noch einen, im wahrsten Sinne trüben Tag. Es war der 14. Juni, an dem es bekannt wurde, dass König Ludwig II. in unserem See ertrunken war. Die Köchin war weinend aus dem Dorf, wo sie ihre Morgeneinkäufe gemacht hatte, mit der Nachricht zurückgekommen und das Unglaubliche wurde in lebhafter Hin- und Widerrede erörtert und angezweifelt. Erst als der Vormittagsdampfer auf dem, wie zur Trauer mit grauen Nebelschleiern verhängten See vorbeigefahren war, meinte der Vater, nun müsse man es wohl glauben, denn seine Flaggen waren Halbmast gesetzt. Es ist zu verstehen, dass das erschütternde Ende dieses seltsamen Königs, von dessen Märchen-

schlössern und Traumleben mir schon erzählt worden war, auf mein Kinderherz Eindruck machte. Freilich wurde die Romantik des Geschehens für mich dadurch abgeschwächt, dass mein Vater des Königs Geistesstörung beim Namen nannte. Er war zeitlebens preußisch und – abgesehen von einer liberalen Jugendeinstellung – bismarckisch gesonnen und fand den Kult, den man in Bayern mit dem König trieb, im Grunde lächerlich.

Von den vielen Gästen, die in Tutzing alljährlich bei uns logierten, waren die wichtigsten, regelmäßigsten und am längsten Bleibenden „die Tanten“. Sie hießen Olga und Lisa und waren etwas jüngere Schwestern meiner Mutter, die im Alter zwischen ihr und Tante Helene standen. Nach dem Tod der Großeltern waren sie – beide unverheiratet – nach Dresden gezogen und hatten sich mit der kleinen Rente, die sie hatten, zu der auch Tante Helene, die ja bei uns lebte und wenig brauchte, auch die ihrige fast ganz zusteuerte, ein ganz hübsches Leben aufgebaut. Im Sommer kamen sie gewöhnlich zuerst nach Tutzing, wo sie mehrere Wochen blieben und gingen dann meistens noch für einige Zeit in die Schweiz. Lisa war klug, lebhaft, unterhaltend und mit einem, nicht immer ganz wohlwollenden Witz begabt, trotzdem aber von großer Herzensgüte und Hilfsbereitschaft.

Ich hing an den beiden, schon weil Mutter und Tante Helene so an ihnen hingen und sich auch mein Vater vortrefflich mit ihnen stand. Sie haben mir immer viel Liebes erwiesen und so nahm ich es nicht tragisch, wenn ich manchmal ein wenig unter ihnen zu leiden hatte, sobald sie ihre Erziehungskünste an mir erprobten. Als Kuriosum möchte ich erwähnen, dass die Tanten einmal zu gleicher Zeit mit Nietzsche in Sils-Maria waren und dass er gerne mit der amüsanten Tante Lisa sein Schwätzchen hielt, wenn er sie vor dem Hotel traf. Man sieht: auch große Philosophen halten hie und da „ein Schwätzchen“. Man kann eine Welt zertrümmern und doch liebenswürdig sein. Das beweisen seine Briefe, die nicht nur liebenswürdig, sondern von so großer menschlicher Güte und Reinheit sind.

Das lange Seeufer unseres Gartens und der an einzelnen Stellen bis zu Abgrundtiefe abstürzende Seegrund, der unsere Halbinsel säumte, barg Gefahren für uns Kinder. So wurde ich schon mit fünf Jahren dem Schlossermeister Rüppel anvertraut, der im Gegensatz zu seinem Namen ein freundlicher dicker Handwerker war. Ich habe bei ihm nach dem damaligen, etwas pedantischen Lehrgang, erst an der Stange, dann mit Fischblasen und endlich mit dem Korkgürtel, von dem immer wieder ein Teil entfernt wurde, ziemlich rasch schwimmen gelernt und war ein ganz gewandter Schwimmer. Seit ich schwimmen konnte, war das Baden für mich das schönste Vergnügen und ich ließ oft mit Bitten nicht nach, bis ich außer dem Vormittagsbad noch eines zweites Bad am Nachmittag oder Abend nehmen durfte. An warmen Tagen wurde dies auch meistens erlaubt, aber es war mir wohl nie recht zuträglich. Wohl für meinen angegriffenen Darm auch nicht. Er machte sich in Intervallen, wo ich nichts spürte, immer wieder durch Attacken bemerkbar, die meine Mutter dazu veranlassten, den berühmten Spezialisten Leube aus Würzburg meinetwegen zu konsultieren. Er wohnte im Sommer am jenseitigen Ufer des Sees in Ambach und zwar in jenem hübsch gelegenen Hause, das früher dem Maler Piloty und später dem Nationalökonomen Brentano gehörte. Ich wurde dort auf einem Ledersofa, dessen Kühle ich noch auf meinem entblößten Hinterteile zu spüren glaube, untersucht und mir eine strenge Diät, die damals sehr bekannte und viel angewendete „Leube-Kur“ verordnet.

Mein Bruder Hans besaß zwei kräftige Ziegenböcke, hornlose schwarzweiße Schecken, die nett angeschirrt vor einem Leiterwagen gingen. Allwöchentlich holte der Gärtner Strub mit ihnen ein Fässchen Bier in der Schlossbrauerei, das er dann auf Flaschen zog, denn damals gab es, zumal in den Landbrauereien, noch kein Flaschenbier in Bayern. Es war natürlich sehr schön für mich, wenn ich einmal statt des älteren Bruders das Gespann kutschieren konnte und so fuhr ich denn zur Brauerei und Strubs Begleitung sorgte für Sicherheit, dass mir mit den störrischen Böcken nichts passierte. Aber es geschah etwas anderes: Strub musste bei der Bierausgabe irgendwo warten, die Böcke waren im Schatten angebunden, ich aber zählte die Pfennige, die ich von

meinem winzigen Kindertaschengeld erspart, in der Tasche trug. Sie reichten für zwei Regensburger und ein „Quartel“ Bier. Ich ging in das Bräustübel und bestellte, recht wie ein großer Herr, das Göttermahl. Als Strub, der überall nach mit gesucht hatte, mich im Bräustübel entdeckte, hatte ich es mir schon einverleibt und dieses mitten in der Leube-Kur, wo solche Dinge auf das Strengste verboten waren! Mir hat es nichts geschadet, aber Strub hat mir, als ich schon längst Ehemann und er in meinen Diensten war, noch davon gesprochen, welche Ängste er ausgestanden habe, wie mir das Verbotene bekommen und welcher Vorwurf ihn treffen würde, wenn ich wieder eine Attacke daraufhin durchzumachen gehabt hätte.

In diese Zeit, vielleicht auch in eine frühere, fällt ein kurzer Erlebnismoment, der ein Vorgeschmack dessen war, was ich als Verliebtsein – Gott sei´s geklagt – im späteren Leben nur allzu oft erfahren habe. Die beiden Töchter des berühmten Wagnersänger-Ehepaares Heinrich und Therese Vogl, damals wohl noch im Backfischalter, waren von ihrem nahen Gut Deixlfurt zu uns auf Besuch gekommen. Resa, die ältere, ein sehr schönes Mädchen, hatte mich im Leiterwägelchen durch den Garten gezogen und ich weiß noch den Ort, wo sie damit innehielt. Es war vor dem Eingang zu der im Souterrain gelegenen Küche, wohin ein paar Stufen hinunter führten. Sie wandte sich zu mir zurück, lächelte mich an und sagte mir irgendetwas Freundliches. In diesem Augenblick erschien sie mir als das holdeste Wesen auf Gottes Erdboden, etwas engelhaftes Entrücktes und doch meinem Herzen so Nahes, dass mich, den Knirps im Leiterwägelchen, alle Süße dessen überkam, was ich später, sehr viel später als Symptom jener ebenso schlimmen als schönen Krankheit des Verliebtseins erkennen sollte. Damals war es nur ein kurzer beseligender Taumel, der in verspielten Kindertagen rasch wieder von mir wich.

Als es zur Berufswahl kam, habe ich auch lange Zeit daran gedacht, Architekt zu werden. Alles was mit Pferden zusammenhing, befruchtete außerdem meine Spielphantasie, denn meist ist ja das Spiel zweckloses Nachahmen des zweckvollen Tuns der Erwachsenen. Imitatorisch in

anderem Sinne war auch das Tierspielen, bei dem man sich gebärdete wie irgend ein Tier. Später hatte ich gerade in diesen Spielen die besten Gefährten in den beiden Kindern Ina und Willy meiner Schwester Emmy Seidel. Wer Willy Seidels Bücher kennt, weiß, was er für ein Tierbeobachter war. Er war es schon als kleines Kind. Tante Helene, die große Liebe und viel Verständnis für die Natur hatte, hat den Grund zu dem gelegt, was ich von Tieren und Pflanzen weiß, aber sie hat auch die Liebe zu den verschiedenen Stimmungen, die die Natur uns im Wechsel ihres Webens schenkt, in mir geweckt. Und dieser Liebe habe ich in meiner Kunst vielleicht das Meiste zu danken.

Vielleicht ist die Tatsache, dass die schönen Lichtgestalten, an denen unsere Märchen und Sagen doch auch so reich sind, meine Phantasie weniger anregten, bezeichnend für eine gewisse pessimistische Grundhaltung, die mir in der Kindheit eignete und die sich in der Pubertätszeit fast zur Unerträglichkeit steigerte. Erst als diese Zeit überstanden war, machte sie einem kräftigen Optimismus, dem Glauben an meinen Stern, Platz.

Der Übergang zu der Schulzeit vollzog sich bei mir nicht wie bei anderen Kindern als besonders einschneidendes Erlebnis mit erstem Schulgang und Zuckertüte, sondern ging fast unmerklich vor sich. Im Herbst 1887 begann einfach der, auf wenige Stunden beschränkte Unterricht durch die Gouvernante von Marie und Elly, die vortreffliche Luise von Heydenaber, die schon einige Zeit in unserem Hause war. An ihrer Mutter, die eine kleine bescheidene Wohnung gegenüber der Türkenkaserne in München innehatte, hing sie mit großer Liebe. Die älteste Schwester Babette lebte bei der Mutter, die beiden Jüngeren hatten Stellungen annehmen müssen. Luise bei uns und die gleichfalls sehr sympathische Emma in Hause des Baron Dreyfuß, der als wohlhabender Rentner in München lebte. Ihr Zögling, die Baronesse Feo Dreyfuß ist später die Frau des bekannten Dirigenten Felix von Weingartner geworden.

Dass ich den Übergang zum Schulunterricht nicht mehr so gut im Gedächtnis habe, mag auch damit zusammenhängen, dass sich für uns damals ein Ortswechsel vollzog, der für mich alles andere überschattete. Meinem Vater war die wieder aufgenommene Lehrtätigkeit des Winters 1886/87 in Leipzig nicht gut bekommen, er hatte sich wiederum beurlauben lassen und wir siedelten im Herbst 1887 nach Vevey am Genfer See über. Das war natürlich für mich Buben ein großes Ereignis.

Wir bewohnten eine hübsche Villa am Ortsausgang von Vevey an der Straße nach Montreux und ich entsinne mich noch gut der herrlichen Herbsttage, die uns dort empfingen. Die Weinlese war im Gang, die Weinbauern mit den Holzkiepen voller Trauben auf dem Rücken stiegen die Steintreppen hinab zwischen altem Gemäuer, über das schon gebräuntes Weinlaub hing. Der Himmel war so blau, wie ich ihn noch nie gesehen, nur der weite See mit den hohen Ufern sah noch blauer aus und sein Wasser war so klar wie Glas. Oh, es war ein schöner Herbst und ein schöner Winter, der mir als eine ungetrübte glückliche Zeit in Erinnerung geblieben ist.

Ganz in der Nähe unseres Hauses, in der Richtung auf den noch dörflichen Vorort Latour wurde eines jener in der Schweiz so häufigen Kinderinternate geführt, das mit einer Elementarschule verbunden war. Damit ich auch etwas von der französischen Sprache, die uns hier umgab lerne, musste ich alltäglich nun einige Zeit dort verbringen. Das Haus lag in einem ländlichen Gärtchen und war auch nach Art eines dörflichen Nutzbaues langgestreckt und mit niedrigen Stuben gebaut. Ich trieb dort an Hand hübsch illustrierter französischer Kinderbücher mit einer freundlichen Lehrerin Französisch und spielte viel mit der Kinderschar. Ich machte, wie das in so jungen Jahren, wo man zur Verständigung nur ein so kleines Vokabular braucht, meist der Fall ist, rasche Fortschritte und im Frühjahr am Ende unseres Aufenthaltes plapperte ich mein Französisch fließend.

Ich habe dort natürlich auch Freundschaften geschlossen und mein Vater, der alljährlich eine kleine Familienchronik in Versen in unser Tutzinger Gastbuch schrieb, dichtete, darauf anspielend:

„Mit Mico, Toto und dem munt´ren Claude,
ging Hermy auf des Wissens Morgenrot“.

Von Mico und Toto weiß ich nichts mehr, für Claude fand ich aber, bei allem Respekt vor der väterlichen Urteilsautorität, die Bezeichnung „munter“ nicht richtig. Er war lieber, stiller, verträumter Junge mit einem fein geschnittenen, etwas blassen Gesicht und reichem, dunkelblondem Haar, das er in die Stirn gestrichen trug. Ihm gegenüber habe ich zum ersten Mal das Gefühl von Herzensfreundschaft gehabt.

In Montreux selbst, das mit seinen großen Hotels, wenn sie auch in den Wintermonaten etwas verödeten, seinen Fremdenläden und vielen Engländern an sich schon etwas anderes war, als das bürgerlich-schweizerisch stille Vevey, in Montreux war der Hauptanziehungspunkt das Kurhaus oder wie es wohl hieß, das Casino. Es war auch der Mittelpunkt des Fremdenlebens, hatte aber auch noch den Vorzug, eine ausgezeichnete Café-Konditorei zu besitzen, die für mich durch all die berühmten Schweizer Gebäcke und Torten, die eclairs, brioches, prussiens und wie sie alle hießen, ein besonderer Anziehungspunkt war.

Eines der Dörfer oberhalb des Sees ist mir in besonderer Erinnerung geblieben wegen der großen schwarz-weiß-Zeichnungen, die an den Wänden seiner Häuser angebracht waren. Sie stammten von einem Sohn dieser Ortschaft, der sich später einen großen Namen als Schlachtenmaler gemacht hatte. Es waren virtuos hingeworfene Kompositionen und ich konnte mich nicht satt sehen an den in voller Bewegung und kühnen Verkürzungen gezeichneten Pferden. Einige Jahre später begeisterte mich die Erinnerung an sie dazu, eine große weiße Wandfläche unseres Gärtnerhauses mit einer Komposition meiner Erfindung zu versehen, d. h. die ganze Wand mit Kohle zu verschmieren. Ich sehe noch die Eltern, die auf Anzeige unseres Strub mich eigentlich

dafür auszanken sollten, vor diesem „Meisterwerk“ stehen, bei dessen Anblick sie ein befriedigendes Schmunzeln doch nicht unterdrücken konnten. Es ist dann auch längere Zeit an der Wand geblieben, bis es der Tünche des Malermeisters zum Opfer fiel.

Damals in Vevey hätte ich mich an solche Versuche nicht herangewagt, aber gezeichnet wurde schon viel und zwar immer aus dem Kopf und immer Pferde. Ein besonders gelungenes Blatt bekam der Vater zu Weihnachten und ich war sehr stolz darauf, dass er es lobte. Weil das am leichtesten war, zeichnete ich die Pferde im Profil, sollten zwei nebeneinander dargestellt werden, so wiederholte ich die Kontur in einem gewissen Abstand. Das hatte ich von der Darstellung der Gespanne auf den ägyptischen Malereien und Flachreliefs gelernt, die mir, dem Ägyptologensohn, schon sehr früh geläufig waren.

Ich muss noch eines häufigen Sonntagsgastes gedenken, der immer lustigen, pausbäckigen Lotte von Bomhard, einer Leipziger Schulfreundin von Mariechen, der sie heute noch als der Witwe des Gesandten von Buri in treuer Freundschaft verbunden ist. Damals war sie, wie das „höhere Töchter“ ja in dieser Zeit meistens mussten, in einem Schweizer Pensionat und zwar bei der gestrengen Mme. Pache in Vevey. Diese Dame war so streng, dass sie nicht duldete, dass ihre Zöglinge, wenn sie befreundete Familien besuchten, etwas Essbares ins Pensionat mitbrachten. Unsere rundliche Lotte aß aber alles Süße für ihr Leben gern. So wurde denn ein Ausweg dafür gefunden, wie sie Schokolade und Bonbons einschmuggeln konnte. Unser Diener, der biedere Pommer Carl Hannemann steckte die betreffende Tüte in seinen Zylinder, wenn er sie abends heimbrachte und so, auf seinem Haupte wohlgeborgen, fand sie den Weg zum Concierge des Instituts und damit zu Lotte. Temperamentvoll wie sie war, packte sie manchmal die große Wut gegen die pedantische Mme. Pache. Einmal, als ihr der Geduldsfaden riss, fragte sie, eine Wasserkaraffe ergreifend, die Madame: „Quesqu´est le prix de cette caraffe?, worauf diese den Preis nannte, Lotte ausrief: „Ca vaut la peine!“ und den Krug in großem

Bogen gegen die Wand schleuderte, dass er in tausend Stücke zersprang. Dann war ihr leichter.

Der Besitzer des Hauses, das wir gemietet hatten, war ein wohlhabender Schnapsfabrikant, dessen Villa ein schöner Park umgab, den wir benutzen konnten. Das Kuriosum dieses Parks bestand in einem Weg, der im Gegensatz zu den übrigen, mit weißem Kies versehenen, ganz mit Kirschkernen bestreut war. Wie viel Flaschen guten Kirschwassers mag das Fleisch dieser Kerne abgegeben haben!

Als die Magnolien in diesem Parke in voller Blüte standen und das Frühjahr allenthalben – viel früher als bei uns – zu blühen und zu duften begann, fingen wir an, an den Aufbruch zu denken. Die Blütenpracht wurde überschattet von einem traurigen Ereignis, das den Eltern nahe ging: der am 9. März erfolgte Tod des alten Kaisers Willhelm. Jetzt, wo das monarchistische Empfinden so lange schon erloschen ist, kann man sich kaum vorstellen, wie tief solch ein Verlust empfunden wurde. Auch äußerlich trat er in Erscheinung, denn es war selbstverständlich, dass die ganze Familie Trauerkleider anlegte und sogar ich, der „Benjamin“ bekam einen Trauerflor um den Ärmel meiner Matrosenbluse. Die Verehrung für diesen ersten Kaiser des geeinten deutschen Reiches kannte keine Grenzen und mein Vater betrachtete es immer als ein großes Glück, einmal eine Stunde lang im Atelier des Bildhauers Joseph von Kopf, der ihn selbst modelliert hatte, in Baden-Baden vom Kaiser empfangen worden zu sein. Er hatte meinen Vater, von dessen Leiden er wusste, sogleich zum Sitzen genötigt und im Verlauf der Audienz in seiner väterlich gütigen Art großes Interesse an seinen Romanen, von denen er viele kannte, und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit geäußert. Ich weiß noch gut, wie tief empört mein Vater war, als er erfuhr, ein französisch gesinnter Bürger von Vevey habe die Geschmacklosigkeit begangen, den Tod dieses seines Gegners mit einer Flasche Sekt zu feiern. Es mag wohl im April gewesen sein, als wir die Heimfahrt antraten und diese kleine Schweizer Reise ist für mich eine der hübschesten und lebhaftesten Kindererinnerungen geblieben.

In Lugano widmete sich mein Vater nach anstrengender wissenschaftlicher Tätigkeit immer der Schriftstellerischen, die ihm eine gewisse Erholung war. Dass er sie als solche betrachtete, ist Storm einmal zu Ohren gekommen und er hat sich in einem Brief an Gottfried Keller abfällig über diese Einstellung meines Vaters zur Schriftstellerei geäußert. Man kann darüber denken wie man will, ich glaube aber, dass auch bei der Abfassung seiner Romane mein Vater es an ernster Arbeit nicht hat fehlen lassen. Das gilt zumal von der wissenschaftlichen Fundierung ihrer historisierenden Handlung. Wie sehr er speziell zu Gottfried Keller als großem Stilisten aufblickte weiß ich aus seinem eigenen Munde. Von Kellers Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ habe ich meinen Vater einmal sagen hören, seit Goethe sei nie eine schönere Prosa geschrieben worden. Wie er über Storm dachte, weiß ich nicht. Jedenfalls kannte er seine Stellung gegenüber einem Großen der deutschen Literatur, wie Keller, sehr genau und hat sich nie angemaßt, es ihm im Stil und in der Tiefe der Psychologisierung gleichtun zu können. Seinen Weltruhm als Romanschriftsteller hat mein Vater immer als ein gnädiges Geschenk der Götter, aber nie als Verdienst eines so überragenden dichterischen Talents wie es Gottfried Keller oder Conrad Ferdinand Meyer waren, angesehen. Wirklich stolz war er nur auf seine Tätigkeit als Forscher und als Hochschullehrer und es war ihm der größte Schmerz, dass er durch seine schlechte Gesundheit verhindert war, hierin nicht die Ziele erreichen zu können, die er sich gesteckt hatte. Das Fabulieren hingegen war ihm zunächst und zuvörderst nur eine Lust und Freude, nur eine Entspannung. Wer seine Romane kennt, weiß mit welcher Leichtigkeit er die Fabel derselben entwickelte, sie mit anderen Nebenhandlungen zu verschlingen wusste, wie spielend er es verstand, den Leser in Spannung zu halten und wie plastisch und anschaulich er auch die zeitentrücktesten Milieus mit leichter Hand zu zeichnen vermochte. In diesem Sinne konnte ihm das Romanschreiben Erholung sein.

In Lugano und Luzern fand er Ruhe dazu. Fern von der Familie, in schönster Natur, in der gepflegten Stille eines guten Hotelzimmers, Balkons und Gartens, liebevoll umhegt von seiner geliebten Frau, die

ihrerseits Erholung von ihren schweren Hausfrauenpflichten genoss, spann er stets die Fäden der Handlung oder besser der Handlungen eines neuen Romans und webte sie zu einem großen farbenreichen Teppich zusammen. Der Sommer in Tutzing war dann nur mehr der Ausarbeitung des im Großen und Ganzen schon feststehenden Textes und stilistischer Durchkorrigierung gewidmet.

Kurz nachdem wir zurück in Tutzing eingetroffen waren, trat wiederum ein Ereignis ein, das ganz Deutschland tief bewegte, der Tod des Kaisers Friedrich. Meinen Vater, der sich dem schwer Leidenden irgendwie verbunden fühlte und der den Wahlspruch des Kaisers „lerne leiden ohne zu klagen“ als eine Maxime empfand, der auch er zu folgen hatte, ergriff sein Hinscheiden sehr. Er hatte ihm noch vor kurzem ein tief empfundenes Trostgedicht gewidmet. Nun trug die ganze Familie wieder schwarz, die schwarz-weiß-rote Fahne, die stets an einem hohen Mast vor dem Hause wehte, war Halbmast gesetzt und auch die Dampfer hatten wieder die Flaggen gesenkt. Der junge Kaiser Wilhelm II. hatte temperamentvoll die Zügel ergriffen und wenn auch die gewaltige Gestalt Bismarcks noch am Ruder stand, so sah doch manch einer schon Anzeichen eines neuen Kurses mit schweren Bedenken und zu ihnen gehörte auch mein Vater. So wenig Politik seine Sache war, so sehr war er national gesinnt. Diese Gesinnung hatte sich ihm schon in der Knabenzeit fest eingeprägt, als er Zögling von alten Kämpfern der Befreiungskriege 1813-1815 gewesen war, die in dem Landerziehungsheim Keilhau wirkten, wo er entscheidende Jugendjahre verbracht hatte und von dem er uns so gern erzählte.

An meinem Geburtstag, der ja auf die schönste Zeit des Jahres, die Sommersonnenwende fällt, wurde stets ein gewisses Zeremoniell eingehalten. Schon zum Frühstück war mein Stuhl mit Zweigen des hübschen, rosarot blühenden Strauches Veigelia umwunden und mein Couvert mit diesen Blüten umgeben. Mittags hatte ich den Ehrenplatz zwischen den Eltern und der Vater hielt dann eine kleine Rede auf mich, in der sich Scherz und mahnender Ernst in hübscher Weise mischten.

Es war in unserer Familie so, dass man zwar christlich und speziell protestantisch dachte und fühlte, dies aber doch mehr im Sinne von Moral und Sitte, als in dem eines strengen Glaubensbekenntnisses. So wurde über religiöse Dinge selten gesprochen, am kirchlichen Leben beteiligten sich die Eltern nicht und auch auf die älteren Geschwister wurde von ihnen in dieser Beziehung kein Druck ausgeübt. Es konnte da jeder nach seiner Facon selig werden. Ich war oft erstaunt, wenn gelegentlich irgend eines Gedichtes, das der Vater zu festlichen Gelegenheiten verfasste, seine religiöse Gesinnung zu Tage trat, die sich dann auch in einer Anhänglichkeit an protestantisch-kirchliches äußern konnte. Im allgemeinen bekundete er seine christliche Gesinnung uns Kindern gegenüber nur in einer, immer auf's Neue wiederkehrenden Mahnung zur Nächstenliebe, in der für ihn der Inbegriff alles inneren und äußeren Glücks der Menschheit lag.

Die Unduldsamkeit der Vertreter der katholischen Konfession, das Dogma derselben, dass sie die Alleinseligmachende sei, konnte ihn, den sonst so friedliebenden, zu heftigen Ausfällen gegen den Katholizismus reizen. Und ich, der voll so großer Verehrung zum Vater aufblickte, spitzte dann die Ohren. Wir lebten ja im katholischen Land, sogar in demjenigen, bei dem von allen deutschen Landen der Katholizismus am festesten eingewurzelt war. Als die große Welle der Reformation über Deutschland geflutet war, ist Altbayern und sein Fürstenhaus die treueste Stütze des alten Glaubens gewesen. Von hier aus ergriff auch die Gegenreformation Deutschland, als das Rheinland trotz seiner geistlichen Fürstentümer schwankend geworden und fast ganz Österreich trotz seinem Erzhaus so gut wie abgefallen war. Und aus der Zeit der voll entwickelten Gegenreformation, der im Bilden und Bauen so innerlich fruchtbaren Barockzeit, war in unserer Würmsee-Landschaft ein eindringlich redendes Denkmal katholischer Gläubigkeit nach dem andern, oft nur hundert Schritte voneinander entfernt, zu sehen. Auf jedem Spaziergang sah man die Wegkreuze ragen mit dem gekreuzigten Heiland, dessen sterbender Blick zu Boden gerichtet, nichts von dem heiteren Lande sah, durch das wir wanderten. In den kleinen Wegkapellen barg sich mitten im lachenden Sonnenschein

hinter Gittern ein düsteres, fast heidnisches Wesen von gemarterten Heiligen, es dämmerte dort das Bild der schmerzensreichen Gottesmutter mit dem Schwert im Herzen und dem toten Sohn auf den Knien, umgeben von seltsamem Flitter und verstaubten künstlichen Blumen. Als memento mori barg jeder Dorf-Kirchhof ein Beinhaus, aus dem Reihen von Totenschädeln grinsten – vor dem in Oberzeismering graute es mir immer am meisten – und an manchem Waldrand, wie dem hinter dem nahen Buchensee, standen die unheimlichen altertümlichen Totenbretter.

Ein kleines Erlebnis ist mir unvergesslich: Die Fronleichnamsprozession war damals noch recht sehenswert in Tutzing, denn es wurde vor allem von den Frauen noch vielfach die alte schöne Tracht des Würmgaus getragen. Die verheirateten Weiber trugen die schwere Pelzhaube, die Jungfrauen die goldene Riegelhaube, die Ehefrauen seidene Spenzer mit am Ellbogen gepufften Ärmeln und seidene Schürzen in dunklen Farben, die unverheirateten dieselbe Tracht in lichten Tönen, dazu ein schwarzes Mieder mit Silbergeschnür und reich geblumte Brusttücher. Vereinzelt sah man noch Männer in langen, sehr langen dunkelblauen oder braunen Schoßröcken und dunkel geblumten Samtwesten mit einer Doppelreihe von Marientalern. Nimmt man dazu die weißgekleidete Mädchenschar mit Blumenkränzen auf dem offenen, sorgfältig in Locken gelegten Haar, die alten lichtblau-bayrischen Uniformen der Kriegervereine, die blitzenden Helme der freiwilligen Feuerwehr und die mancherlei reich gestickten Fahnen der verschiedenen Vereine, so ergibt sich schon ein sehr hübsches Bild, wenn man noch gar nicht des kirchlichen Pompes gedenkt, der den, die Monstranz tragenden, im goldenen Rauchmantel unter dem roten Baldachin einherschreitenden Priester umgab, und wenn man auch jener auf hohen Stangen einhergetragenen bemalten Prozessionsfahnen nicht erwähnt, die ihre goldenen Zipfel und Quasten unter dem blauen Frühsommerhimmel wehen ließen.

Wir hatten uns, wie gewöhnlich, bei dem Gebüsch aufgestellt, das die Wiese vor dem Seehof umgrenzt, auf der eine goldene Mariensäule

steht. Hier wurde eine der „Stationen“ des Prozessionsweges gehalten und man konnte den Zug gut überblicken. Ich hatte mich bei der Annäherung desselben wohl ein bisschen zu weit vorgewagt und sah mich plötzlich in nächster Nähe des Priesters, der das Sanctissimum trug. Alles um mich sank ins Knie und bekreuzigte sich. Ich der Protestant, tat es nicht. Da traf mich von einem der stämmigen Bürger, die den Baldachin trugen, ein Blick so voll Hass und Verachtung, dass ich aufs tiefste erschrak.

Man sagte es oft und hat es auch von mir gesagt, dass das jüngste Kind einer Familie es besonders gut habe, weil es von allen Seiten verwöhnt werde. Es ist dies bis zu einem gewissen Grad auch richtig, zumal für die Zeit in der das Kind noch klein ist. Wächst es aber heran, so wird von allen, von Tanten und Onkels sowohl als hauptsächlich von den älteren Geschwistern soviel an ihm herumerzogen, dass es sehr robust sein muss, um es ohne eine gewisse Schädigung seines Innenlebens auszuhalten. Und robust war ich nicht, weder physisch noch psychisch. So entstand denn in mir öfters eine depressive Stimmung, die sich von einer allzu starken Ausbildung einer Gewissenhaftigkeit herleitete, die hinwiederum in den allzu vielen und allzu häufigen Einschärfungen von Moralien ihre Ursache hatte. Das Kind ist triebhaft und muss es sein, wenn es den Drang hat, sein Eigenes zu entwickeln. Es werden dadurch moralische Maximen von ihm zwangsläufig immer wieder durchkreuzt und ist sein Gewissen von so vielen Seiten und so oft geschärft worden, muss es unter dem Druck seiner vielen kleinen „Sünden“ leiden. Und so litt ich denn auch mein Teil, bis ich es später zuerst lernte, mir kleine Sophismen zurechtzulegen, mit denen ich mich vor meinem Gewissen rettete und endlich - nicht immer, aber doch häufig - einfach tat, was ich durchaus nicht lassen konnte. Aber bis dahin war ein langer und oft recht peinvoller Weg.

Im großen Ganzen war ich ein fügsamer Junge und „gut zu haben“. Heftig konnte ich allerdings werden, wenn mein Gerechtigkeitssinn verletzt wurde. Man hatte mich genügend mit Moralien traktiert, um den Rechtssinn in mir zu festigen.

Immer wieder ablenkend von meinen Seelennöten und ausgleichend war die, ich möchte sagen „wohltemperierte“ Gesamtstimmung unseres Familienkreises. Sie war bestimmt durch den trotz allem körperlichen Leiden meinem Vater eigenen starken Optimismus und durch die ausgewogene Ruhe und unwandelbare Seelenstärke der Mutter, die in ihrer, durch nichts beirrbaren, hohen sittlichen Haltung begründet war.

Und dann war es doch überhaupt so schön bei uns, zumal des Sommers in unserem geliebten Tutzing! Die Winterzeit, obwohl auch sie ihre Reize hatte, war immer wieder hauptsächlich ein Erinnern an die Sommerzeit und eine Vorfreude auf sie. War sie denn da – sie begann ja schon im Frühjahr meist gegen den 1. Mai – so schwang der Rhythmus schöner Tage zwar in einem beruhigten Gleichmaß, aber je nach Jahreszeit und Witterung, je nach Besuchern, die bei uns wohnten, zu Tisch oder am Nachmittag kamen, gab es doch immer wieder etwas Neues, das Kindergemüt Anregendes und Erfreuendes.

Um ½ 8 wurde geweckt und von 8 Uhr an stand der meist lang ausgezogene Esstisch mit dem Frühstück bereit. Da duftete es dann köstlich nach dem Kaffee, der aromatische Dampfwolken aus den blitzblanken Wiener Messingmaschinen verpuffte; durch das Laubwerk der Veranda spielten die Sonnenlichter des morgendlichen Sees und man haute tüchtig ins Frühstück ein, das meist nur aus krach-frischen Semmeln und Butter, manchmal mit etwas Honig oder Gelee versüßt, bestand. Man war nicht allzu fest an das Einhalten einer bestimmten Frühstückszeit gebunden und manche Langschläfer erschienen erst gegen 9 Uhr. Die Eltern waren meist pünktlich um 8 Uhr bereit und dann ertönte von dem, über dem Speisezimmer gelegenen geräumigen, mütterlichen Wohnzimmer ein Klopfen mit Vaters schwerem Rosenholzstock, der sein ständiger Begleiter war und sein musste. Das bedeutete, dass ihnen das Frühstück heraufgebracht werden sollte, denn die Eltern nahmen es immer allein zu sich.

Hatten sie gefrühstückt, so gingen die Kinder – nicht aber die etwa anwesenden Gäste – hinauf, um ihnen „Guten Morgen“ zu sagen. Und dann versank das Elternquartier für den ganzen Vormittag in tiefste Arbeitsruhe. Der Vater saß an seinem Arbeitsplatz in dem großen Studierzimmer, das sich an das Wohnzimmer der Mutter anschloss. Dies väterliche Reich durfte in den Stunden bis zum Mittagessen nie gestört werden. Es war ein schöner hoher und heller Raum, dessen Wände in pompeianischen Rot gehalten waren. Zwei von ihnen waren mit hohen Büchergestellen versehen, denn in jedem Frühjahr siedelte ein ganz erheblicher Teil der wissenschaftlichen Bibliothek des Vaters mit uns aus der Stadt nach Tutzing um. Es waren immer eine ganze Anzahl schwerer Kisten. Diesen, wie überhaupt den ganzen kleinen Umzug, der alljährlich hin und zurück nötig war, besorgte „die wackere Schaffnerin des Hauses“, Tante Helene, während die Eltern im Frühjahr meist in Lugano und Luzern, im Herbst aber in irgendeinem Badeort, meist in Baden-Baden oder Wiesbaden, waren.

In der Mitte von des Vaters Zimmer war sein Arbeitsplatz, der seinem körperlichen Behindertsein angepasst war. Es bestand in einem schweren gepolsterten Lehnstuhl, der von Hessing sinnreich für ihn konstruiert war und dessen hohe Lehne nachgab, wenn er sich zurücklehnte, zugleich eine Fußstütze mit nach oben nehmend, so dass er sich jederzeit in halbliegender Stellung ausruhen konnte. Vor diesen Stuhl wurde ein schmaler, aber langer Tisch geschoben, auf dem das Schreibzeug, die Glocke zum Heranrufen einer Hilfe und der unentbehrliche Aschenbecher standen. Mein Vater war ein starker Raucher und ich habe ihn eigentlich nur beim Essen ohne Zigarre gesehen. Alles war zweckmäßig angeordnet, ein Tischchen rechter Hand fehlte nicht, auf dem eine Wasserkaraffe mit Glas stand und noch etwas, was mich als kleinen Buben ebenso interessierte wie später meine Nichten und Neffen. Es war eine Blechdose mit jenem kleinen Zuckerschaumgebäck, das nach seinem Erfinder und Hersteller, dem fürstlich Hohenlohe-Langenburgischen Konditor „Wibele“ genannt ist. Beim „Guten-Morgen“ und „Gute-Nacht“-Sagen bekamen die Kinder immer ein paar dieser winzigen Laibchen in den Mund geschoben, nachdem der Vater ver-

heißungsvoll die Büchse geschüttelt hatte, so dass das Gebäck darin schepperte, bis der kleine Wicht, dem es zugedacht war, sein “bitte, bitte“ gemacht hatte.

Der Vater arbeitete am Vormittag meist wissenschaftlich und oft ertönte dann das Glöckchen, das denjenigen herein rief, der im Nebenzimmer war. Meist war es die Mutter, aber auch eines von uns Kindern, da ja, wenn sie einmal im Haushalt tätig war, jemand anderer die „Wache“ übernehmen musste. War man dem Glockenruf gefolgt, so erhob der Vater kaum den Blick von der Arbeit, sondern nannte nur Autor und Titel des Buches, das er benötigte. Wir waren alle darauf geschult, es ihm von einem der Bücherbretter zu holen und es wurde uns dadurch erleichtert, dass die Bibliothek alphabetisch geordnet war. Ich sehe mich noch als kleinen Kerl an dem Büchergestell herumklettern und ein Buch von Lepsius oder Maspero, von Neville oder Brugsch und anderen Ägyptologen, die mir von Besuchen her meist auch ein persönlicher Begriff waren, herauszuziehen. Gelang mir das gut und rasch, so streifte mich dann ein freundlich-dankbarer Blick der gütigen, tiefblauen Augen des Vaters.

Meine Mutter führte ihren Haushalt seit dem 18. Lebensjahr, in dem sie ihre erste Ehe eingegangen war. So lief denn alles so glatt und reibungslos wie möglich, zudem Tante Helene, als pflichttreue Adjutantin der Mutter die Ausführung ihrer Anordnungen überwachte und auch selbst tüchtig mithalf. Sehr genau war die Buchführung der Mutter, die sich nicht nur auf den Haushalt beschränkte, wo sie buchstäblich jeden Pfennig eintrug, sondern auch alle Ausgaben und Einnahmen, welch letztere gerade in den Jahren meiner Kindheit durch die großen Büchererfolge des Vaters recht erheblich waren. Wie oft habe ich sie an ihrem kleinen Schreibtisch sitzen sehen, um diese finanziellen Dinge zu ordnen, von denen sie meinen Vater fast vollständig zu entlasten verstand, so dass seine ganze Zeit und Kraft der Arbeit gewidmet sein konnte.

An ihrem Schreibtisch saß die Mutter allerdings nur zu diesem Zweck, weil hier ihre Kontobücher, Quittungen und Rechnungen und was es an geschäftlicher Korrespondenz gab, wohlgeordnet ruhten. Im Übrigen war ihr Arbeitsplatz ein bequemer Lehnstuhl an einem der Fenster ihres Wohnzimmers, das in hellen Farben gehalten und dennoch nicht bunt war, wie es später in Landhäusern ein wenig allzu sehr Mode wurde. Der großgeblumte englische Kretonne, mit dem die Möbel überzogen waren, war doch noch immer gedeckt in der Farbe. Vor Mutters Lehnstuhl stand ein breiter Fußschemel, mit dem sie die Füße stützte, so dass sie auf den Knien ein Schreibbrett halten konnte. Auf ihm schreibend, erledigte sie während der längsten Zeit des Vormittags ihre Korrespondenz, die bei ihrem großen Verwandten- und Bekanntenkreis sehr umfangreich war. Außerdem brachte sie es fertig, alle Manuskripte des Vaters abzuschreiben. Er hatte eine sehr kleine, mit breiter Feder geschriebene Gelehrtenschrift, die an sich gut leserlich war. Bei der Niederschrift seiner Romane folgte aber die Schrift vielfach nicht rasch genug seiner schöpferischen Konzeption und so zog er oft rasch Buchstaben ineinander, Endsilben wurden kurzerhand zu einer Art Schnörkel und man kann sich denken, dass dadurch oft ein recht unleserliches Schriftbild entstand. Aus diesem Grunde und auch, weil oft lange Einschaltungen, Korrekturen und Streichungen das Schriftbild entstellten, mussten die Manuskripte abgeschrieben werden. Meine Mutter war wohl die Einzige, die sie ohne Weiteres entziffern konnte und so unterzog sie sich denn selbst immer der Mühe, nicht zum Wenigsten wohl auch deshalb, weil sie dem gestrigen Werk des geliebten Mannes nahe und verbunden sein wollte. Sie hatte durch das viele Schreiben eine ungemein zügige und vereinfachende Handschrift ausgebildet und ich glaube, nie jemanden so rasch schreiben gesehen zu haben. Das half ihr, die Aufgabe zeitlich zu bewältigen neben dem großen Pflichtenkreis, der ihr oblag. Mein Vater legte großen Wert auf diese Abschriften und hat es oft ausgesprochen, dass er erst, wenn er es abgeschrieben vor sich liegen habe, seiner Schöpfung objektiv gegenüber stehe und die entscheidenden Korrekturen machen könne. Kamen, was meist im Herbst der Fall war, die Druckfahnen, so las meine Mutter ihm dann das ganze Werk nochmals vor. Er legte auch hierauf Wert, weil er den

Klang seiner Prosa auf sich wirken lassen wollte. Dabei hatte er stets ein zweites Exemplar der Druckfahnen vor sich liegen, in dem er sich anmerkte, wo er Härten im Fluss der Sprache und sonstige stilistische Mängel bemerkt hatte. Inhaltlich wurde dann meist nicht mehr allzu viel geändert.

Während des Vormittags trug meine Mutter stets den Schlafrock. Wobei zu bemerken ist, dass ein Schlafrock damals ein mit Litzen, Bändern, Rüschen oder gar mit Spitzen garniertes, durchaus honoriges Kleidungsstück war. Dazu trug sie stets ein weißes Morgenhäubchen aus Spitzen mit schwarzem Band. Ihre hübschen schmalen Füße steckten in schwarzen Samtpantöffelchen mit erhabener Goldstickerei, ein Modell aus ihrer Jugendzeit, dem sie stets treu geblieben war, ebenso wie den Zugstiefeletten aus Chevreaux-Leder oder Seidenrips mit vorn abgestumpften Lackkappen, die ihr in dieser Form einer längst vergessenen Mode nur ein bestimmter Schuhmacher in Leipzig liefern konnte. In ihrem äußeren Habitus war sie überhaupt außerordentlich konservativ. Die Frisur z. B. hat sich seit der Zeit, in der sie eine junge Frau war, bis zu ihrem, kurz nach ihren 75. Geburtstag erfolgten Ende, so gut wie nicht geändert. Wir Kinder hatten öfters Gelegenheit dem komplizierten Aufbau derselben zuzusehen, denn die Stunde vor dem Mittagessen, wo sie „Toilette machte“, war meist auch die Zeit, in der wir einzeln zu ihr beschieden wurden, wenn sie etwas persönlich mit uns zu besprechen hatte oder uns, wenn wir etwas pexiert hatten, ihre meist sehr kurz und dezidiert geäußerte Meinung sagte. Nach verschiedenen Phasen des Durchkämmens, Übereinanderlegens und Aufsteckens des Haares, wozu auch eine seltsame Tour gehörte, wo zwei Strähnen desselben vorübergehend unter dem Kinn zusammengebunden wurden, war dann das ganze Gebäude fertig. Von vorn präsentierte es sich als ein Scheitel zwischen zwei glatt gekämmten, mit Haarpolstern unterlegten Teilen, für die ihr Liebling, das lustige Mariechen die Bezeichnung „mütterliche Hörner“ recht respektlos geprägt hatte. Vom Scheitel nach rückwärts, oben ein wenig gebauscht, fiel dann eine mit feinen, unsichtbaren Hornnadeln festgesteckte „Barbe“ aus erlesen schöner

schwarzer Brüsseler Spitze. Das Ganze schmeichelte den ebenmäßigen Gesichtszügen, gab ihnen etwas Zeitloses und verlieh ihnen Würde.

Um 1 ¼ Uhr ging man, durch den weit in den Garten hinein und über den See schallenden Ton eines Gongs, von uns „Tam-Tam“ genannt, herbeigerufen, zum Mittagessen. Um ½ 11 Uhr hatte es noch ein kleines zweites Frühstück gegeben, das sich jeder vom Buffet holen konnte, wo kleine Teller mit belegten Brotschnitten bereitstanden. Den Eltern wurde es hinaufgebracht samt einem Gläschen Südwein.

Zum Mittagessen gab es regelmäßig Suppe, eine Fleischspeise mit Gemüse und Salat, stets Kompott und eine Süßspeise, in der Obstzeit danach, aber niemals als einzige Nachspeise, noch Früchte. Wenn ein Tischgast da war, wurde zwischen Suppe und Fleisch noch eine „Entrée“ eingeschoben, meist Fisch, der in schönster Auswahl und Frische am See stets erhältlich war. Besonders beliebt waren die dort heimischen schmackhaften Renken. Dass man sich an Fisch satt essen könnte, habe ich, wie so manches im Elternhaus nicht Übliche, erst sehr viel später gelernt. Zu trinken gab es für die Eltern und diejenigen Gäste, die es wünschten, einen leichten Moselwein, für die Übrigen das vortreffliche Bier aus der Tutzinger Schlossbrauerei.

Die Mutter präsidierte, ihr wurde nach baltischer Sitte auch zuerst angeboten, ein Brauch, der wohl davon herrührt, dass die Hausfrau die Speisen zu kosten hat, ehe sie Gästen gereicht werden. Oder sollten damit die Gäste darüber beruhigt werden, dass nichts Vergiftetes an den Speisen war? Es gibt ja soviel Uraltes und aus vergessenen unsicheren Zeiten Stammendes, was im alltäglichen Brauchtum fortlebt.

Oft kamen sehr große Braten auf den Tisch, was bei der Vielköpfigkeit der Tischgesellschaft nicht verwunderlich war, und dann tranchierte sie meine Mutter selbst. Auch das Geflügel verstand sie sehr geschickt und sachgemäß zu zerlegen.

Die Unterhaltung bei Tisch war meist lebhaft und angeregt und spaltete sich oft, der Länge der Tafel gemäß, in mehrere Einzelgespräche. Im Ganzen leitete sie aber doch mein Vater, der eine lebendige und durchaus nicht lehrhafte Art hatte, vom Alltäglichen, dem Tagesereignis oder dem kleinen Einzelerlebnis aus ins Reich des Allgemeingültigen und Werthaltigen zu führen. Von der Höhe seiner Lebenserfahrung und seines Wissens aus gelang es ihm oft mit ein paar Worten, Gleichgültiges ins Gehaltvolle überzuleiten und an dem Schatze seiner Gedankenwelt und seiner Kenntnisse uns teilnehmen zu lassen. Sein geistiger Hochstand gab ihm jederzeit die Möglichkeit, einen weiten Überblick zu gewähren und einen Rückblick in alle Zeiten der Menschheit, auch in deren früheste, die ja sein eigentliches Forschungsgebiet waren. Dass er auch dem Humor sein Recht ließ, ist bei ihm, dem gebürtigen Berliner, der sich selbst ungern einen Wortwitz entgehen ließ, fast selbstverständlich. Wenn am unteren Ende der Tafel die frohe Laune der dort platzierten Jugend ein wenig zu hoch ging und es zu laut wurde, so war es stets die Mutter, die einen Dämpfer aufsetzte. Dass es in ihrer Gegenwart nie etwas geben durfte, was ans „Anzügliche“ oder gar Unanständige auch nur streifte, verstand sich von selbst. Für sich allein hatte der Vater viel Sinn für einen „saftigen“ Witz und hatte nichts dagegen, wenn ihm die älteren Brüder einen solchen zutrugen. Er lebte zu sehr noch in jener Ära der Goethezeit, die fern von allem Muckertum auch das Derbe des Sinnenlebens in ihr Weltbild einbezog.

Neben dem vielen Wertvollen, was uns der Vater im Verlauf der Tischunterhaltung mitzuteilen verstand, gab es bei ihm auch kleine „Dauer- und Lagergeschichten“, deren regelmäßige Wiederkehr bei ähnlichen Gelegenheiten den älteren Geschwistern manchmal ein schwer zu unterdrückendes Schmunzeln abnötigte. Wenn es z. B. Renken gab und er einem Gast ihre Vorzüge pries, so erfolgte fast immer die Erzählung von dem Fisch ombre der, ein Salmonide wie die Renke, im Genfer See beheimatet ist und den ein Herzog von Savoyen, der ihn besonders gern aß, in den Ritterstand erhob, so dass er heute noch „ombre-chevallier“ genannt wird. Derlei Geschichten gab es eine ganze Reihe. Ich hörte sie gern und, als bei irgendeiner Gelegenheit die sonst bei ihr erfolgende

Anekdote ausblieb, mahnte ich in eine Gesprächspause hinein den Vater: „Aber sonst erzählst Du doch jetzt immer das und das!“ Ich war damals noch ein kleiner Junge und sehr bestürzt darüber, dass ich deswegen einen Verweis von der Mutter bekam.

Nach Tisch hielten die Eltern ihr Mittagsschläfchen im Arbeitszimmer des Vaters. Um ½ 4 traf sich dann die Familie wieder zum Kaffee, bei schönem Wetter meist auf der unteren Terrasse, die ebenso wie die Obere dem väterlichen Studierzimmer, dem mit dem Esszimmer durch ein paar Stufen verbundenen „alten Zimmer“ seewärts vorgelagert war. Es hieß so und wurde auch manchmal das „italienische“ genannt, weil es mit mehr oder minder echten Spätrenaissance-Möbeln eingerichtet war, die mein Vater auf Reisen in Italien erworben hatte. Es war vertäfelt und um die Wände lief ein Bordbrett, auf dem Krüge und Teller standen, teilweise ganz hübsche alte Keramiken aber auch Gelegenheitsgeschenke und Erinnerungsstücke im Geschmack der Zeit, der ja leider nicht der Beste war. Das schönste Stück des großen Zimmers, das im übrigen recht repräsentabel und doch nicht ungemütlich wirkte, war eine frühbarocke hohe italienische Standuhr, ein einwandfreies Original.

Zum Kaffee, zu dem es gewöhnlich ein Stück Kuchen gab, blieb man nicht lange beieinander. Mein Vater zog sich bald wieder zu leichter Arbeit, Korrekturen oder Überarbeitungen zurück und zwar wenn das Wetter gut war, auf das sogenannte Erlenplätzchen, das südwärts noch am Haus, halbkreisförmig umstanden von Ziersträuchern, im Schatten der Erlen angelegt war, nach denen es hieß. In Rufweite davon, noch einige Schritte nach Süden zu, war das Tannenplätzchen, wo die ganze Familie, natürlich auch nur wenn das Wetter es erlaubte, die Nachmittage verbrachte. Es war ein ovaler Kiesplatz mit zwei Sitzgarnituren, der, wie schon sein Name sagte, mit Tannen oder besser Fichten umstanden war und sich nach dem See öffnete, wo unter den Ästen einer alten Kiefer ein schöner Blick auf die Tutzinger Bucht, auf das vorspringende „Horn“ vor Bernried und auf einen großen Teil der Bergkette sich öffnete. Hier wurde dann der Tee zwischendurch

gereicht mit allerlei, stets selbstgebackenen Kuchen und Plätzchen. Auf den Tee mochte meine Mutter als Baltin ebenso wenig verzichten, wie mein Vater als Berliner auf seinen Kaffee. Verhungern konnte man auf diese Weise jedenfalls nicht!

Sehr oft kam Nachmittagsbesuch, denn alle Freunde und Bekannte wussten, dass die Eltern am Vormittag nicht zu sprechen waren. War es junges Volk oder irgendwelche Weiblichkeit, die meinen Vater nicht interessierte, so blieb er, ohne sich stören zu lassen, bei seiner Arbeit. Waren es Leute, die ihn angingen, so empfing er sie am Erlenplätzchen, bei kühlem Wetter auf der geschützten Terrasse oder bei schlechtem in seinem Zimmer. Die Jugend und meist auch die Wohngäste blieben dann unter sich. Nachmittags wurde fast immer spazieren gegangen, meist zwischen Tee und Abendessen, manchmal, wenn man sich ein weiteres Ziel gesetzt hatte, brach man auch schon nach dem Kaffee auf. Bezeichnend für die Anschauungen der Zeit ist es, dass meine Schwestern dazu stets Handschuhe anziehen und Schleier vor den Gesichtern haben mussten, denn der Sonnenbrand schädigte nach der damaligen Auffassung den Teint und war zudem „unweiblich“. Dass man außerdem einen Sonnenschirm mitführte, war selbstverständlich; ihn richtig zu tragen und aufgespannt zu halten war eine Aufgabe, die weiblicher Grazie und Koketterie nicht schlecht stand.

Wurden weitere Gänge unternommen, so wurde auch öfters einmal „eingekehrt“ und ich fand das immer herrlich, denn wann wäre ich sonst einmal in ein Wirtshaus gekommen? Bier statt Tee, Käse oder „Regensburger“ statt hausgemachter Kuchen (die nebenbei gesagt immer vortrefflich und sehr abwechslungsreich waren), das war etwas anderes und darum freute man sich daran. Besonders beliebt als Einkehr war das Gasthaus in Oberzeismering unterhalb der Ilkahöhe, nicht nur der schönen Aussicht wegen, sondern weil das Ehepaar Fiederer, ein Musterpaar oberbayerischer Wirtsleute, es bewirtschafteten. Es waren joviale, humorvolle Leute und schon der ungeheure Leibesumfang der Wirtin wirkte erheiternd. Später haben die Fiederers dann den

Tutzinger Hof übernommen, der nun schon in der dritten Generation ihnen gehört.

Gab es einmal einen recht heißen Tag, so wurde auch wohl eine „obere Rundfahrt“ unternommen. Die Schiffe, die nach Seeshaupt fuhren, liefen auf der Hin- und Rückfahrt stets Tutzing an und mit den billigen Abonnementheftchen, die zur freien Benutzung von Familien und Gästen stets im Schubfach eines Tisches im Vorplatz lagen, war die Sache selbst bei der manchmal recht erheblichen Kopfzahl der Beteiligten keine große „Affäre“. Auf den Dampfern fühlte man sich ganz zu Haus. Der „alte Kapitän“, so hieß er im Gegensatz zu seinem Sohn, der den „Wittelsbach“ führte, trug die Würde eines Admirals zur Schau. Auch auf der Kommandobrücke war er nie ohne Zigarre zu sehen und mein Vater, der hierfür Verständnis hatte, schickte ihm zu jeder Weihnacht ein Kistchen guter Zigarren.

Fast allwöchentlich fuhren die Eltern im Wagen spazieren, meist im bequemen Landauer des Fuhrhalters Elsperger, der auch ganz leidliche Pferde hatte. Manchmal, und das war das Schönste für mich, stand uns aber auch eine der Equipagen des Schlosses zur Verfügung, meist eine elegante „Victoria“, von feurigen, schweren Carossiers gezogen. Ich durfte immer mit, denn ich nahm ja niemanden den Platz weg, weil ich stets auf dem Bock saß. Von hier aus habe ich die weitere Umgebung Tutzings zuerst kennengelernt, dies herrliche Land, das weit und breit so ist wie der schönste Park.

Es ist nur natürlich, dass die Lehrkräfte der Universitäten, also die Professoren als Träger, Verbreiter und Mehrer akademischer Bildung ganz besonders Achtung genossen. Das Spezialistentum in den Wissenschaften hatte noch nicht so Platz gegriffen wie jetzt und man forschte und lehrte noch im Rahmen einer Universalität des Wissens, die starke und weiträumige Persönlichkeiten voraussetzte. Der Standesstolz der Universitätsprofessoren war also kein unberechtigter und man respektierte ihn. Man durchblättere nur die Literatur dieser Zeit, lese Romane, wie Gustav Freytags „Verlorene Handschrift“ oder Paul Heyses „Kin-

der der Welt“ und man wird erkennen, welch´ hochgeachtete Stellung der deutsche Professor damals einnahm.

Und unser Haus war ja ein Professorenhaus und als solches doch wohl typisch für diejenige Schicht der bürgerlichen Gesellschaft, die damals in höchstem Ansehen stand. Als besondere Note aber gesellte sich unserem Haus das bürgerlich-baltische hinzu, das von der Mutter kam. Nicht nur in allen äußerlichen Dingen des Lebens, in denen ja meistens die Herkunft der Frau und nicht die des Mannes maßgeblich ist, sondern auch in Fragen der Lebensauffassung und der Gesinnung.

Während über die baltischen Barone sehr viel geschrieben worden ist und auch über die sogenannten baltischen „Literaten“ vom Dorpater Professor bis zum evangelischen Landpfarrer, ist von den bürgerlichen Familien der baltischen Städte niemals viel die Rede gewesen. Und doch sind sie in ihrer Art sehr besonders und wohl nicht leicht mit anderen Vertretern des Deutschtums zu vergleichen, weil bei ihnen echtes Bürgertum sich mit recht viel Herrentum zu seltener Einheit verband. Ich glaube, dass sich in ihnen allein das Hanseatentum erhalten hatte, wie es zur großen Zeit der Hanse war und es Hansestädte im ganzen Nord-Ostseeraum gab, auch wo dieser nicht deutsch war. Die baltischen Bürgersfamilien saßen im sicheren Schutz ihrer Mauern und ihrer Privilegien in den Städten, speziell in Riga und Jahrhunderte lang führten sie mitten im fremden Land ihr Gemeinwesen ganz nach deutscher Art, als freie Bürger sich selbst verwaltend. Die Oberhoheit, war sie nun russisch, polnisch oder schwedisch, je nach dem Wechsel der Zeiten, griff wenig in ihre Verhältnisse ein. Die jeweils herrschende Regierung schätzte sie als konservative, solide und doch im Sinne von Handel und Verkehr rührige Elemente. Erst die Russifizierungsmethoden Alexanders II., von denen gerade in meiner Kindheit bei uns mit viel Empörung gesprochen wurde, änderten die Lage. Es ist bezeichnend dafür, wie wenig vorher Kontakt mit den russischen Behörden bestand, dass mein Großvater als langjähriger Ratsherr und mehrmaliger Bürgermeister von Riga nicht russisch sprechen konnte.

War in diesen Familien durch ihre selbständige und unabhängige, aber doch sehr traditionsgebundene Daseinsform ein ausgeprägter Bürgerstolz vorhanden, so kam auch noch eine Art Herrenstolz dazu, der darauf beruhte, dass sie in der Stadt wie die Barone auf dem Land eine Oberschicht bildeten. Die Unterschicht war lettisch, im Norden estnisch. Die Rigaer Letten hatten im Gemeinwesen überhaupt nichts zu sagen, sie waren dienender Stand. Die deutschen Bürger konnten einige Worte lettisch, um sich mit Knechten und Mägden, mit Marktfrauen und Duns-Rollern zu verständigen, hatten aber sonst keinerlei Beziehung zum lettischen Volkstum.

Wenn die Geschwister meines Vaters oder deren Kinder hie und da uns besuchten, so wehte zwar eine andere Luft, mussten andere Rücksichten genommen werden, aber das war für mich als Kind nicht irgendwie befremdet, sondern nur interessant. Die stärkste Persönlichkeit unter den vier Geschwistern des Vaters war der ältere Bruder Dr. Martin Ebers. Er hatte einen markanten Kopf, trug den Bart als sogenannte Favorits, also mit ausrasiertem Kinn zwischen zwei langen weißen Backenbärten, hatte eine spiegelblanke Glatze und lebhafte kluge Augen. Seit ich mich erinnern kann, war er schwer gichtleidend. Trotzdem war er ständig in Bewegung, lebhaft in der Unterhaltung die er mit sehr lauter Stimme führte und war dabei als rechter Berliner oft zu Witz und Sarkasmus aufgelegt. Wegen seiner Gicht hatte er den ärztliche Beruf, den er mit viel Erfolg gerade in der Berliner praxis aurea ausgeübt und der ihm recht viel Geld eingetragen hatte, aufgegeben und lebte allerhand geschäftlichen Interessen, die ihn fast täglich an die Börse führten. Er war eine Vollnatur, die trotz seiner Leiden das Leben genoss. Hatte er eine Kur in Nauheim, wo er sein durch die Gicht angegriffenes Herz pflegte, hinter sich, so saß er am Tage nach der Rückkehr schon wieder bei Borchardt oder Hiller bei einer guten Flasche Bordeaux. Wenn man ihm dieses oder auch anderes diätwidriges vorwarf, so erwiderte er lachend: „Ich trinke mein Weinchen und leide mein Peinchen! Leute mit Gicht werden alt!“ Und er hat Recht behalten, denn er ist erst mit 75 Jahren gestorben. Seine schöne und begabte Frau Cara, geb. von Lemonies aus Wien habe ich nicht

gekannt, denn sie war, schon bevor ich auf die Welt kam, bei der Geburt ihres dritten Sohnes gestorben. Diese drei Söhne lernte ich erst später richtig kennen, als Junge bewunderte ich sie etwas, weil sie einen Großstadtstil entwickelten, der mir irgendwie imponierte.

Die Stadtwohnung am Kronprinzenufer entsprach dem Stil des Berliner Westens der Fontanezeit. Da ich ja schon früh den Sinn für Schönheit und nicht zuletzt für weibliche Schönheit hatte, so bewunderte ich schon als Junge die Pflegetochter des Onkel Martin, Martha Gütling, die spätere Gräfin Bredow, deren ebenmäßig geschnittene Gesichtszüge mir ebenso gefielen, wie ihr prachtvolles blondes Haar und die sehr gewählte und elegante Art, sich zu kleiden. Dazu hatte sie immer eine natürliche Liebenswürdigkeit, die fesselte.

Wenn Onkel Martin die stärkste Persönlichkeit unter den Geschwistern des Vaters war, so war Tante Paula die originellste. Sie hatte sich lang nicht zum Heiraten entschlossen und endlich auf Drängen ihrer Mutter einen sehr viel älteren Konsul Behrend geheiratet. Die Ehe war aber nie – um den Ausdruck des kanonischen Rechts zu gebrauchen – „konsumiert“ worden, denn der körperliche Teil der Eheinstitution widerstrebte irgendwie ihrem Naturell. Jedenfalls war sie schon den andern Tag nach der Hochzeit zur Mutter zurückgekehrt, entsetzt über die Dinge, die ihr der Ehemann zugemutet habe.

Alles war ein bisschen historisch an ihr, von dem démodierten Parfüm „Peau d´Espagne“ angefangen bis zu ihrer kleinen Marotte die Erfindung der Stahlfeder zu ignorieren und nur mit der Kielfeder zu schreiben. Sie führte deshalb stets schöne Gänsekiele in ihrem hübschen Schreibnecessaire mit sich und ein feines goldenes, sehr scharfes Federmesserchen, mit dem sie sich dieselben zurechtschnitt. Ihr häuslicher Verkehr muss sehr anregend gewesen sein. Obwohl sie nur von einer für damalige Zeiten kleinen Rente lebte, verstand sie es, in ihrer Art „Haus zu machen“ und es war, so ist mir wenigstens erzählt worden, trotz sehr bescheidener Bewirtung alles immer so hübsch serviert und so soigniert dargeboten, dass jedermann gern zu ihr kam. Ihre

originelle Persönlichkeit zog auch sehr bedeutende Leute an und es haben Männer wie Mommsen und Helmholtz bei ihr verkehrt.

Ganz anders als der ältere Bruder meines Vaters war sein Zweiter, unser guter Onkel Ludo. Er sah meinem Vater sehr ähnlich. Wir mochten ihn alle sehr gern, denn er war ein lieber, aufgeschlossener Mensch von einer ans Weiche grenzenden Herzensgüte. Er war immer zu Allem zu haben, steckte voller Witze und Witzchen, war splendid, wenn er gerade was hatte, kurz, er war ein Onkel comme-il-faut. Sein Lebenslauf war der eines glücklichen Pechvogels. Es gelang ihm eigentlich nichts recht, was er anfasste und trotzdem war er immer guter Laune und es strahlte eine innere Heiterkeit von ihm aus, die ihn jedermann zum Freunde machte. Ich habe selten so viele Menschen, auch ferner Stehende, bei einer Beerdigung weinen sehen, wie bei der seinigen in Ulm.

Der Kindergestalt dieses Onkels hat mein Vater in seiner Lebensgeschichte ein schönes Denkmal gesetzt. Sie waren im Alter nur ein Jahr voneinander entfernt und sind fast wie Zwillinge aufgewachsen. Dann trennten sich ihre Wege und Ludo trat in ein Ulanenregiment in Schlesien ein. Das war schon seiner erster Fehlgriff. Denn man hatte wohl die Mittel unterschätzt, die zur Lebenserhaltung eines Kavallerieoffiziers nötig waren. Vielleicht waren auch andere Gründe dafür maßgeblich, dass er bald zur Infanterie übertrat. In seiner kleinen Garnison Ratibor hat er sich wohl nie sehr wohlgefühlt. Als Premierleutnant ließ er sich dann von seiner Mutter, die – eine so prachtvolle Frau sie sonst war, als Ehestifterin keine recht gute Hand hatte – zu einer Heirat drängen, die ihm kein Glück brachte. Zunächst allerdings etwas Geld, von welchem ein Gut Dolgenbrod – ich glaube, es lag in Pommern – gekauft wurde. Mit dem Gut hatte er kein Glück, wie das bei Offizieren, die sich - ohne etwas von Landwirtschaft zu verstehen - ein Gut kaufen, oft der Fall ist. Er verkaufte Dolgenbrod und das Lehrgeld, das er dort bezahlt hatte, sollte seinem Schwiegervater, dem Stuttgarter Bankier Kaulla, zugute kommen, der das Gut Oberdickingen bei Ulm besaß. Dies, jetzt dem Fürsten Fugger-Kirchberg gehörige Gut hat er dann

lange verwaltet, bis der Schwiegervater starb und es von den Erben, die den guten Onkel sehr benachteiligten, verkauft wurde. Den Rest seines Lebens hat er dann in Ulm verbracht, in recht beschränkten Verhältnissen, aber stets heiter und zufrieden.

Von den Verwandten des Vaters muss ich noch unsere Kusine Etta von Brandenstein erwähnen, die alljährlich ein gern gesehener Gast in Tutzing war. Sie war die Tochter der ältesten Schwester Martha meines Vaters und ihres Mannes, des Freiherrn Kurt von Brandenstein, der als sächsischer Oberstleutnant in Dresden stand. Beide Eltern von Etta habe ich nicht mehr gekannt. Sie war ein großes rötlich-blondes Mädchen, hatte eine große, etwas gebogene Nase und eine sehr weiße Haut, die leicht errötete, ein Umstand, mit dem sie viel geneckt wurde. Sie lebte bis zu ihrem Ende, viel von Herzzuständen geplagt, von ihrer kleinen Rente in Dresden. Sie hatte einen Bruder namens Leo, der sächsischer Garde-Schütze war, sich mit der Familie wegen einer Mésalliance, die er machte, überwarf und nach Mexiko auswanderte, wo er wechselnde Schicksale erlebte. Als Junge habe ich immer gehofft, ihn kennenzulernen, denn ein Vetter aus Mexiko, das war doch etwas romantisches! Es ist aber nie dazu gekommen.

Der Name Brandenstein fiel oft in unserem Haus, auch wegen unserer Großtante Sophie, die gleichfalls mit einem, „Nazi“ genannten, Freiherrn von Brandenstein verheiratet war. Sie war die einzige Schwester meines Großvaters Moritz Ebers und wurde von meinem Vater schlechthin „Tante“ genannt. Sie muss eine ebenso grundhässliche als grundgescheite Frau gewesen sein, die meinen Vater – sie selbst hatte keine Kinder – wie ihren eigenen Sohn liebte. Sie war in der Weltliteratur zu Hause, beherrschte die fremden Kultursprachen und verwandte sie spielend nach Belieben, wenn sie meinte, etwas in ihnen besser ausdrücken zu können, als mit der deutschen. Leider habe ich sie nie kennengelernt, obgleich ich wohl schon 11 oder 12 Jahre alt war, als sie starb. Es ist mir aber fast, als hätte ich die „verrückte Baronin“, wie sie in Dresden hieß, gekannt, denn mein Vater erzählte immer wieder von ihren absonderlichen Einfällen und Launen. Es muss ihr

nach dem finanziellen Zusammenbruch des einst so märchenhaft reichen Ebers‘schen Hauses im Jahr 1837 doch noch recht viel übrig geblieben sein, denn sie lebte auf großem Fuß, hatte eine schöne Villa in Blasewitz und gab ihrer Neigung zu ausgesuchtesten Tafelfreuden ganz unbedenklich nach. Sie verstand es, den berühmten Fasan á la Brillat-Savarin, der mit einer Schnepfe gefüllt war, die hinwiederum eine Gänseleber enthielt, noch zu übertrumpfen, ließ eine Pute mit immer kleiner werdendem Geflügel bis zur Wachtel herab farcieren und trieb ähnliche Scherze mehr.

Ihr Mann wusste das Vermögen auf noch radikalere Weise zu dezimieren, denn er war ein leidenschaftlicher Spieler. Als sie starb, sollen noch immerhin 200.000 M dagewesen sein, für welche mein Vater als Universalerbe eingesetzt war. Es ist bezeichnend für ihre genialische Art, dass das Testament dadurch ungültig war, dass es als Brief an meinen Vater ausgefertigt und nicht mit dem vollen Namen sondern nur mit „Deine Dich liebende Tante Sophie“ unterzeichnet war. So ging denn das Geld in unendlich viele Teile an die große Ebers´sche und Brandenstein´sche Sippschaft.

In Dresden muss sie einen sehr anregenden Kreis gehabt haben, auch Leute von Theater gehörten zu ihm, die sich um den berühmten Devrient scharten. Für sie war mein Vater, wie für die ganze ältere Generation „George“, für uns war sie „Tante Brandenstein“.

Zu der Ebers‘schen und Beckschen großen Verwandtschaft gesellte sich in Tutzing oft noch die aus der ersten Ehe meiner Mutter mit Willhelm Lösevitz stammende. Dessen Bruder, unser lieber Onkel Gustav war bei uns Kindern sehr beliebt. Er war ein reizender, liebenswürdiger alter Herr, der aus Bescheidenheit niemals bei uns logierte, sondern immer im Seehof abstieg, wo er stets gleich bis zum letzten Piccolo einen solchen Trinkgeldsegen ausstreute, dass das ganze Personal nur so „flog“ wenn er einen Wunsch äußerte. Schon frühzeitig hatte er seine schöne Frau verloren, die an Schwindsucht starb. So kam es, dass seine Tochter, unser aller Lieblingskusine Ellen, sich besonders eng an un-

sere Mutter anschloss. “Tant´ Toni“ ging ihr über alles. Sie hatte alle guten Seiten der Baltin und dazu in all ihrer feinen Bescheidenheit einen persönlichen Charme, der einen jeden bezwingen musste. Sie hat später Ulrich Wilcken geheiratet, der zuletzt auf Mommsens Lehrstuhl in Berlin saß und jetzt noch als Emeritus unermüdlich seinen Weltruf als einer der Führer der Altertumskunde mehrt. Ich habe sie zeitlebens sehr verehrt und ihren, im Jahr 1939 erfolgten Tod tief betrauert. Sie liegt in Tutzing, wo sie im Haus meiner Eltern ihr Lebensglück fand, unter der Rigaer Flagge, mit der sie im Sarge bedeckt zu sein wünschte, begraben. Sie brauchte das Ende des Deutschbaltentums nicht mehr zu erleben.

Wenn ich unser Tutzinger Gästebuch durchblättere, so scheint mir der Sommer 1888 besonders reich an Besuchern gewesen zu sein und ich muss mich immer wieder fragen, wie mein Vater bei seiner geschwächten Gesundheit es ausgehalten hat, so viele Leute zu empfangen. Nur die pflegliche Hand meiner Mutter, die niemals die Nerven verlor und so klar über den Tag disponierte, dass mein Vater neben dieser Gästeflut zu Ruhe und seiner Arbeit kam, hat das ermöglicht.

All die bedeutenden Leute, die teils aus Leipziger und Münchner Universitätskreisen, teils aus einer geistigen und künstlerischen Elite stammten, die damals um den Starnberger See Sommersitze oder Sommerwohnungen besaß, oft aber auch von weither zum Vater kamen, alle diese haben damals noch wenig Eindruck auf mich gemacht. Vielmehr beeindruckte mich naturgemäß der Jugendverkehr des Hauses. Mein ältester Bruder Paul war damals als junger Medizinstudent aktiv bei den Freiburger Schwaben und oft stand das Haus ganz im Zeichen der schwarz-gelb-blauen Farben dieses Corps. Mein Vater, der selbst als Göttinger Sachse Corpsstudent gewesen war, hatte viel Verständnis für das muntere Treiben dieser Studiosi, die mein Bruder oft in solcher Anzahl mitbrachte, dass nicht nur jedes Bett, sondern auch jedes Sofa des Hauses belegt war. Unter Pauls Corpsbrüder war auch der kluge und mit köstlichem Humor begabte stud. jur. Heinrich Triepel, der

später Mariechens Mann, also mein Schwager, und ich kann wohl sagen: mir ein rechter Bruder werden sollte.

War die studentische eine neue Welt, die sich dem Jungen erschloss, so beeindruckte mich schon früh der Einblick in eine andere Welt und zwar in die der Wiener Franz-Joseph-Zeit, den ich durch die Freundschaft meiner Schwester Marie und Elly mit den etwa gleichaltrigen Schwestern Sisa und Manja von Poglies gewann. Sie waren Pflegetöchter eines wohlhabenden Wiener Kaufmannes Friedrich Wilhelm Crone, dem der uns benachbarte herrliche Ansitz "Buchsee" gehörte. Das geräumige, von einem Sohn des berühmten Klenze gebaute Haus, das in einem großen, wohlgepflegten, mit uralten Buchen bestandenen Park lag, war stets voll von Gästen. Vom Geruch der russischen Zigaretten und des Pariser Parfums, der die mit schönen Persern belegten Räume durchzog, bis zu dem bunten Papagei, der gern auf Frau Crones Schulter sitzend sich von ihr während des Essens füttern ließ, war da alles anders als bei uns. Bei uns war alles norddeutsch, teils preußisch, teils baltisch bestimmt, hier wehte eine wiechere, eine südlichere Luft, war alles sehr viel weniger streng, aber viel farbiger und einschmeichelnder. Ich weiß, dass meine Mutter es für sehr extravagant und ungehörig hielt und es meinem Bruder Paul streng verwies, als er einmal als Student mit gelben Schuhen erschien. Dort trug sogar der ältere Herr Crone braune Chevreau-Schuhe, er hatte im Gegensatz zu den dunklen Schoßröcken unseres Vaters bequeme hellkarierte englische Sakko-Anzüge und fröhliche bunte Foulard-Kravatten. Und gar das heitere Volk der Wiener Sommergäste! Da war viel Theater dabei, Musiker, Maler, man hörte die, unserem Ohr ein wenig exotisch klingenden Akzente der slawischen Länder der Donau-Monarchie, man sah Puder und Schminke, ja es war ganz anders, wie bei uns! Aber es zog an, es bezauberte, obwohl man sich, wenn nicht bewusst, so doch gefühlsmäßig, ein wenig linkisch und beengt dagegen vorkam

Ich weiß nicht, ob meiner Mutter der Verkehr mit diesem, in ihren Augen doch wohl etwas „unsoliden" Kreis genehm gewesen wäre,

wenn nicht Sisa und Manja so besonders liebe, bescheidene und tüchtige Mädchen gewesen wären. Sie hatten frühverwaist als österreichische Offizierstöchter in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, im Hause ihres Onkels Crone eine zweite Heimat gefunden und waren dort hilfsbereite Haustöchter comme-il-fault.

Der Sommer 1888 hatte im Befinden meines Vaters noch keine entscheidende Besserung gebracht, so dass eine Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit in Leipzig nicht möglich war. Der Winter 1888/89 wurde daher in Wiesbaden verbracht, teils des dortigen milden Klimas wegen, teils, um die Bäder gebrauchen zu können. Wir bewohnten alle eine schöne möblierte Etage in der Wilhelmstraße mit Blick in die Kurhausanlagen und haben dort wohl ziemlich ruhig gelebt, aber an Geselligkeit hat es trotzdem nicht gefehlt. Friedrich Bodenstedt, der feinsinnige Dichter des Mirza-Schaffy kam oft zu uns und wenn er hie und da des Abends aus seinen Dichtungen vorlas, was er meisterlich verstand, durfte ich „aufbleiben“. Er sah mit seinem Knebelbart und seiner Brille aus wie ein gütiger alter Schulmeister. Besonders erfreut war mein Vater, den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Gustav Freytag bei sich zu sehen, den er auch als Menschen sehr schätzte. Freytag hatte eine militärische straffe Haltung, man hätte aber weniger einen Offizier als einen tüchtigen, ausgedienten Unteroffizier in ihm vermutet. Er hatte lebhafte, gütige Augen und war auch nett zu mir. Ich kann mich noch an eine Situation erinnern, wie ich ihm im Vorplatz sein weißseidenes Halstuch hinaufreichte, das er lächelnd und mit ein paar freundlichen Worten entgegennahm. Er kam mir damals sehr groß vor, in jeder Beziehung.

Im Laufe des Winters wurde mein Vater von dem Sohn seines hochverehrten Lehrers Lepsius, Reinhold gemalt, der damals noch ein junger Mann war und es später als Portraiteur zu einem sehr guten Namen brachte. Ich verfolgte die Entstehung des Bildes mit großem Interesse. Mein Vater fand es immer zu süß, ich muss aber sagen, dass es trotz (oder vielleicht wegen) einer etwas ängstlichen Malweise sehr ähnlich ist.

Noch vor unserer Rückkehr nach Tutzing war schon die Entscheidung gefallen, dass mein Vater seinem Lehramt in Leipzig entsagte. Er tat es sehr schweren Herzens und ich kann, was ihn damals bewegte, nicht besser in Worte kleiden, als in diejenigen, welche er damals in das Tutzinger Gästebuch schrieb:

„Doch nun Ohmacht mich und Leiden
Zwingen, Leipzig, dich zu meiden,
Bebt die Seele scheu zurück;
Denn, was mag sich schwerer tragen,
Als der edlen Pflicht entsagen,
Die dem Schaffen Weihe gab,
Als die Hoffnung aufzugeben
Mit den Freunden fortzustreben,
Fortzuwirken bis ans Grab?“

Neben allen anderen Beschwerden, die er zu erdulden hatte, mag die leichte, aber doch quälende Sprachstörung es gewesen sein, die ihn zu dem Entschluss führte, seine Professur aufzugeben. Darauf deuten in dem gleichen Gedicht folgende Verse hin:

„Meine Waffe war die Rede,
Sie zerbrach, und aus der Fehde
Muß ich als Besiegter gehen. - “

Das sächsische Ministerium ließ ihn ungern ziehen, aber der König ehrte ihn durch die Verleihung des Komthurkreuzes des Albrechtordens. Der Vater bedauerte dabei nur, das Ritterkreuz desselben Ordens zurückgeben zu müssen, weil es ihm seinerzeit der alte König Johann von Sachsen, dessen unter dem Namen Philoletes erschienene Dante-Übersetzung heute noch Wert hat., mit freundlich-anerkennenden Worten eigenhändig an die Brust geheftet hatte. Von Württemberg erhielt er damals fast gleichzeitig das Komthurkreuz des Friedrichsordens und ich weiß noch gut, wie wir Kinder ihn in Tutzing veran-

lassten, sich einmal die beiden schönen weißen Kreuze an ihren bunten Bändern mitsamt dem türkischen Medjedije-Orden, den er noch vom Khediven Ismail erhalten hatte, umzuhängen, was er denn auch lachend tat, um sich als dekorierter Papa von uns bestaunen zu lassen.

Mein Vater hätte ohne Weiteres sich weiterhin beurlauben lassen und seine Emeritierung auf das Jahr 1890 verschieben können. Er hat es aber nicht getan, weil es so hätte aussehen können, dass er dadurch den Titel eines Geheimen Hofrates sich noch hätte herausschlagen wollen, der ihm nach sächsischer Gepflogenheit 1890, 10 Jahre nach seinem Amtsantritt als Ordinarius in Leipzig zuerteilt worden wäre.

Meine Eltern haben lange geschwankt, wo sie ihren Winterwohnsitz nehmen sollten. Sie waren drauf und dran sich für das hübsche, ruhige, landschaftlich und klimatisch bevorzugte Freiburg i. B. zu entscheiden und standen schon in Unterhandlungen wegen des Ankaufs einer Villa. Sie entschieden sich aber dann doch für München, schon wegen der stärkeren Anregungen, die es in jeder Hinsicht im Vergleich zu der Kleinstadt Freiburg bot. Wie anders hätte sich vielleicht auch mein Leben gestaltet, wenn die Eltern sich für die Schwarzwaldstadt entschieden hätten!

Zunächst zog man nun wieder nach Tutzing und verbrachte dort den Sommer in nun schon althergebrachter Weise. Ich glaube, dass ich damals besonders viel mit Ina und Willy Seidel gespielt habe, weil sie 1889 monatelang bei uns waren, während ihre Eltern eine schöne Reise nach Norwegen machten. Tante Helene hielt darauf, dass mich Ina und Willy „Onkel“ nannten, obwohl sie ja gar nicht viel jünger waren als ich und die ganze Familie fand es wohl putzig, wenn ich, der Achtjährige als „Onkel Hermy“ einherstolzierte. Ina und Willy waren reizende Blondköpfchen. Ich sehe sie noch als kleine Kinder in weißen Stickereikleidchen mit römischen Schärpen, die Milchflasche in der Hand durch den Garten stolzieren und sich mit dem Kopf auf den Leib des Bernhardiners Argos legen, um sie auszutrinken. Ina war ihre ganze Kindheit hindurch immer etwas verträumt, aber voll Spielphantasie und

für Knabenspiele, zum Klettern auf Bäume und Wasserplantschen stets zu haben. Willy ein lebhafter, wissbegieriger Frager und wohl schon damals fasziniert von den Erscheinungen der Natur, besonders von allem Getier und ganz ihrer Beobachtung hingegeben, andererseits aber ein richtiger rauflustiger und trotzig-gewalttätiger Junge.

Es kann sein, dass sich in dieser Zeit schon die Kameradschaft mit den Obpacher-Jungen anbahnte, die die ganze Knabenzeit hindurch fortbestehen sollte. Der eine, Ernst, war ein bisschen älter als ich. Er war der Sohn des Besitzers der bekannten lithographischen Kunstanstalt Gebr. Obpacher in München. Der zweite, Josef, genannt Sepp, war sein Vetter, der nach dem Tod seiner Eltern ins Haus aufgenommen worden war. Er war wohl 1 ½ Jahre jünger als ich. Ernst war mein eigentlicher Freund und wir steckten oft tagelang zusammen, bestanden aber auch zusammen Fehden mit Dorfjungs, besonders denen des Maurers Knittl, der sein Haus neben dem von Obpachers hatte. Unser Haupttummelplatz war der „Obere Landstrich“, der zwischen unserem Anwesen lag. Ich war immer sehr viel mehr bei Obpachers, als sie bei uns, denn sie hatten immer etwas Scheu vor der mehr formellen, norddeutschen Art, die im Gegensatz zu ihren Gewohnheiten bei uns herrschte. Bei ihnen bekam ich zuerst Einblick in eine gute bürgerliche, echt münchnerische Familie. Man war dort dem sogenannten „Herrschaftlichkeiten“ abgeneigt, betonte Anstand und gute Sitte, aber war allem gesellschaftlichen „Krampf“ feind. Mutter Obpacher war eine prächtige, tüchtige Frau von breiter Statur, die durch große goldgefasste Brillengläser klug in die Welt blickte. Sie war stets „grad heraus“, aber man fühlte, dass sie es immer gut meinte. Als ich einmal mit ihr dem Hofrat Hanfstaengl begegnete und er sie mit „Gnädige Frau!“ anredete, sagte sie: „Herr Hofrat, i´ heiß´ fei´ Obpacher!“ „Das weiß ich doch!“, meinte er, worauf sie lachend sagte: „ I´ sag´s Ihnen ja nur, weil i´ ka „Gnädige“ bin, sondern ganz einfach d´ Frau Obpacher!“.

Vater Obpacher war ein strenger Papa, den wir etwas fürchteten, aber er war der echt demokratisch empfindende Typ des Münchener Bürgers, der des Sonntags mit den Tutzinger Handwerkern auf den Schießstand

ging und des Abends mit ihnen am Stammtisch saß. Ich glaube, dass Obpachers sehr wohlhabend waren und sich, was man einen „herrschaftlichen Zuschnitt“ nannte, sehr wohl hätten leisten können. Aber das überließ man in München von alters her dem Adel, als Bürger lebte man gut, aber einfach und zwanglos und kehrte den sozial Schwächeren gegenüber niemals den „Herrn“ heraus. Die „Volksgemeinschaft“, von der jetzt soviel geredet wird, war in Altbayern immer vorhanden, auch der Adel, der in der Geselligkeit und was die Familienverbindungen anlangt recht exklusiv war, verstand es trotzdem sich gut mit den unteren Volksschichten zu stellen und ließ sie seinen Stolz niemals in verletzender Weise fühlen.

Ich habe vorhin den Namen Hanfstaengl erwähnt. Das schöne Elternpaar Edgar und Kitty Hanfstaengl gehörte damals schon zu den immer wiederkehrenden Gästen in Tutzing und war wegen seiner Frische und Weltläufigkeit stets willkommen. Zu Ende der achtziger Jahre fuhren die beiden häufig vom Marienhof, ihrer schönen Besitzung in Niederpöcking bei Starnberg, zu uns herüber oder segelten. Die Kinder waren noch zu klein oder noch gar nicht auf der Welt.

Von dem Besuch, der aus der weiteren Nachbarschaft kam, begeisterte mich immer besonders der vom Hochschloss Pähl. Weniger wegen des anregenden Kreises, den seine Besitzer Ernst Czermak und seine Schwester Sophie Schubart-Czermak um sich versammelten – davon verstand ich damals noch gar nicht allzuviel – sondern wegen der prachtvollen ungarischen Juckergespanne, die Ernst Czermak hielt. Manchmal fuhr die Gesellschaft in zwei Viererzügen vor. Das war etwas für mich, wenn der Hufschlag der acht Pferde durch den Garten klang, die Räder im Kies der Zufahrtstrasse knirschten, die Gespanne dann unter den Ulmen hinterm Haus hielten und sofort die grau livrierten Kutscher und Stallburschen von den Rücksitzen der leichten Jagdwagen sprangen, um die Pferde bei den Kopfstücken zu halten, damit die selbst kutschierenden Herren absteigen konnten.

Von diesem eleganten Bild zum Traubinger Eierweibl ist ein großer Sprung. Aber diese muntere, kleine verhuzelte Alte hat mir wohl gerade in der damaligen Schicht meines Lebens den meisten Spaß gemacht und darf an dieser Stelle meiner Erinnerungen nicht fehlen. Sie schob allwöchentlich, vielleicht öfter, ihren schweren einrädrigen Handkarren die gute Wegstunde von dem großen Bauerndorf Traubing nach Tutzing hinunter, um dort mit Eiern, Butter, Schmalz und Hühnern zu hausieren. Bei ihr kostete in der Legezeit der Hühner ein halbes Schock, also 30 Eier eine Mark! Abgerackert von einem lagen, harten Leben war sie trotzdem zäh wie Leder und hatte sich einen köstlichen Humor bewahrt. Wenn sie mit kleinen Schritten hinter ihrem Karren durch den Garten geschlurft kam und Vater sie sah, rief er sie immer heran und hatte seinen Spaß mit ihr, obwohl ich glaube, dass er ihr Urbayrisch nur zur Hälfte verstand. Gab man ihr einen Schnaps, den sie sehr liebte, so wurde sie gesprächig. Ihr Hauptthema war ihr Mann, der noch etwas im Taglohn arbeitete, aber dem Laster des Schnupfens huldigte. „O mei´, O mei´, Herr Professor!“ sagte sie, „all´s was er vadeant, geht durch d´ Nos´n!“.

Ich kann mich tatsächlich kaum erinnern, während meiner Knabenzeit einmal mehr als einen flüchtigen Blick in eines der Bauernhäuser getan zu haben, die damals zum Teil noch nach der alten Bauweise des Würmgau recht malerisch aus Holz gebaut, hinter den kleinen, von bunten Blumen überquellenden Nutzgärten, auf die Dorfstraße und ihre Seitengasse schauten. Auch die Häuser der Handwerker hatten noch ganz ländlichen Stil und trugen oft nette Aufschriften, wie z. B. das eines Schusters, auf dem zu lesen war:

„Josef Bessinger läßt Gott walten,
Macht neue Schuh und flickt auch die alten“.

Über das Schild des Metzgers haben wir oft gelacht, auf ihm stand geschrieben:

„Peter Bockmeyer,
Alt-, Jung- und Schweine-Schlachter“.

Der Sommer 1889 scheint nicht ganz so reich an Gästen gewesen zu sein, wie der vorhergehende, was wohl zum Teil auf sehr viel Regenwetter zurückzuführen ist. Um den 1. Oktober herum erfolgte dann die Übersiedlung nach München, das von da ab bis heute, also bis zu meinem sechzigsten Jahr meine eigentliche Heimat geblieben ist.

Die Wohnung die wir dort bezogen, war außergewöhnlich schön. Schon der Lage nach. Das Haus Schönfeldstraße 1 b stand in dem Teil dieser Straße, der von der Ludwig- zur Fürstenstraße zieht und jetzt Rheinbergerstraße heißt. Die lange Flucht der Südzimmer blickte mit ihren Fenstern auf den baumbestandenen Reithof des Herzog Carl Theodor Palais, wo des Morgens die Bereiter des herzoglichen Marstalls in ihren lichtblauen Livreen die Pferde bewegten. Wir hatten also kein vis-á-vis, die Sonne flutete ungehindert durch die geräumigen Zimmer. An der Südfront folgte dem Schlafzimmer der Eltern das Arbeitszimmer des Vaters, dann kam ein saalartiger vierfenstriger Salon, dann das Wohnzimmer der Mutter, das Wohnzimmer der Schwestern und endlich das Esszimmer. Nach rückwärts lag ein geräumiges Schlafzimmer der Schwestern, eines von Tante Helene und mir, was ihr später allein gehörte, denn ich bezog dann das Esszimmer und es wurde in Mutters Wohnzimmer gegessen. Außerdem war noch ein Zimmerchen für den Diener und eines für meinen Bruder Hans da. Die Etage war aus zwei Wohnungen durch Herausnehmen von Wänden zu einer vereinigt, hatte infolgedessen zwei Küchen, deren eine als Bügelzimmer diente, zwei Bäder und zwei WC. Sie lag im ersten Stock, allerdings zwei Treppen hoch, denn zwischen der „Bel´ Etage“ und dem „Parterre“ war noch ein niedriges Zwischengeschoss, des „Entresol“, in dem herzogliche Angestellte wohnten. Mein Vater hatte außerdem den halben vierten Stock dazugemietet, wo die Köchin und die beiden Stubenmädchen wohnten und „Wixe“ sowie mein Bruder Paul hausten, der damals als Koassistent an der Münchener Universitätsklinik bei Ziemssen arbeitete.

Ein besonders schöner Raum war der große, dunkelrote Salon, der mehrere Sitzgarnituren und den Flügel enthielt und dessen Boden von einem weichen rot-blauen, riesigen Smyrnateppich bedeckt war. Die Einrichtung der ganzen Wohnung würde dem heutigen Geschmack ganz und gar nicht entsprechen, viel Plüsch, viel Tapeziererquastenwerk, sogar das Makartbukett aus vergoldeten getrockneten Palmwedeln, Schilfkolben, Silberdisteln und Pfauenfedern fehlte nicht. Dafür waren die orientalischen Teppiche und Tischdecken und die vielen Kelims, die an den Fenstern und Türen drapiert waren, die Kamel- und Eseltaschen, mit denen ein Teil der Stühle bezogen war, von bester Qualität. An den Wänden gab es fast lauter sehr gute Bilder. Im Salon hing aus Schönlebers bester Zeit ein großes Bild, der *Hafen von Dordrecht*. Ein Kabinettstück von Tadema stand auf einer Staffelei in Vaters Arbeitszimmer, wo auch wieder das gute Porträt seiner Mutter gegenüber seinem Arbeitsplatz aufgehängt war. Ein besonders schönes Stück war ein kleiner, locker gemalter Böcklin, der über dem Schreibtisch meiner Mutter hing. Sehr schön war auch ein lebendiges Bild einer ägyptischen ländlichen Szene mit Kamelen und buntem Volk des Wieners Carl Leopold Müller und eine feine Vorfrühlingslandschaft von Erick Kubierschky. Etwas theatralisch-virtuos und allzu dekorativ war das große Bild eines Laute spielenden Pagen des Karlsruher Ferdinand Keller und rein dekorativ ein leuchtender Sonnenuntergang auf der Insel Phylae des römischen Malers Corrodi, das sich aber ganz gut zum Abschluss der langen Zimmerflucht eignete.

München war mir ja nicht neu, man war öfters durchgereist oder auch das eine oder andere Mal von Tutzing mitgenommen worden, wenn die Erwachsenen in der Stadt Besorgungen zu machen hatten. Waren es die Eltern, so wohnten sie immer in den „Vier Jahreszeiten“, die ich wunderschön fand. Der Geruch der gelochten Gummiläufer, die damals schalldämpfend in den breiten Korridoren gelegt waren, vermeine ich noch zu riechen. Ich habe die Liftboys, die ständig mit dem lautlosen Aufzug auf- und abgleiten durften, damals sehr beneidet. Gegessen wurde öfters in dem hübschen Garten des Weinhauses Schleich, ge-

genüber dem Schiller-Monument, da wo jetzt die Luitpold-Lichtspiele sind. Das Weinhaus selbst war in einem noch biedermeierlichen Haus untergebracht. Es fiel bald darauf dem protzigen Luitpold-Block zum Opfer, der um weniges später erbaut wurde und dann jahrelang mitsamt dem großen Café eine „Sehenswürdigkeit“ Münchens war.

Ja und nun war man also ganz in München! Ich weiß nicht, was ich mehr zu lieben begann: War es die Innenstadt mit den engen traulichen Straßen und Gassen, deren Führung noch das Mittelalter bestimmt, das Barock aber mit seinen Schmuckformen leicht und bewegt durchsetzt hatte oder war es das München des ersten Ludwig, das sich mit breiten Straßenzügen und weiten Plätzen um diese Altstadt legte. Manchmal ein wenig klassizistisch nüchtern zwar, aber immer vornehm, gelassen und großzügig durch seine Formensprache und Raumgestaltung zu wirken wusste.

Wir wohnten in einer bevorzugten Lage, dicht an der repräsentativen Ludwigstraße. Der Odeonsplatz, die vornehme Briennerstraße waren in wenigen Minuten zu erreichen. Und hier war es die Residenzstadt, die das Bild bestimmte. Die Fahrbahnen waren belebt von den blauen Hofkutschen und den eleganten Equipagen der vielen, damals noch sehr wohlhabenden Adelsgeschlechter des Landes, die alle ihre Stadtpalais oder sonstige Pied-á-terres in München besaßen, aber auch von mancherlei wohlbespannten Fuhrwerken der reichen Bürgerfamilien. Von Hast und Gedränge eines modernen Straßenverkehrs war man noch weit entfernt. Zwar durchzogen bereits Schienen die Straßen, aber sie dienten nur der gemütlichen Pferdebahn, deren lichtblaue Wagen von stämmigen Pferden in kurzem Trab gezogen, dahinbummelten. Man sah viel Reiter und auch Reiterinnen, besonders in unserem Stadtviertel, wo alles durchpassierte, was im Englischen Garten spazieren reiten wollte. Es ist schön, dass ich die Erinnerung an einen Straßenverkehr ohne Autos, ohne Lärm und Gestank, ja sogar ohne Fahrräder in meinem Gedächtnisschatz aufbewahren kann.

Gewiss waren die Fahrgelegenheiten manchmal nicht allzu bequem und

man wurde in den engen Coupes der Einspännerdroschken öfters recht durchgeschüttelt, zumal Asphaltstraßen noch nicht vorhanden und die Mehrzahl der Fahrbahnen noch mit Makadam-Belag versehen war, der sich rasch ausfuhr. Aber nett waren diese Droschken, mit deren Benutzung man nicht sparte, eben doch, trotz dem langsamen Tempo, mit dem man von den abgetriebenen Gäulen weiterbefördert wurde. Die Entfernungen waren ja schließlich auch nicht groß, hinter dem Siegestor war München schon zu Ende.

Köstliche Typen von bajuwarischer Urwüchsigkeit, saugrob, aber doch mit vortrefflichem Humor begabt, waren die Droschkenkutscher, auch etwas optimistisch „Fiaker“ nach Wiener Muster genannt. Ob sie nun im Sommer in ausgedienten blauen Livreen von Hoflakaien, den schäbigen Zylinder auf dem Kopf ihre offenen Wägelchen kutschierten oder im Winter, bis an die Nase mit dicken Kragenmänteln und Decken vermummt, den Zylinder über die ohrenschützende schwarze Zipfelmütze gestülpt die geschlossenen Coupees führten, sie waren immer ein unterhaltender Anblick. Es gab auch Standplätze, wo man Zweispänner, schwere, viersitzige Landauer haben konnte und, da die Eltern ja gern spazieren fuhren, wurde öfters, meist am Sonntag, solch ein Wagen geholt und in den Englischen Garten gefahren, wobei dann wieder der Kutschbock mein Stammplatz war. Da lernte man denn auch den schönen, damals noch eine urwüchsige Isarauen-Landschaft bildenden Teil des Englischen Gartens vom Kleinhesseloher See bis zum Aumeister kennen, der bei Spaziergängen nicht erreicht zu werden pflegte. Wenn Schnee lag, so gab es lustig bunt bemalte Schlitten zu mieten, wobei die guten alten Gäule mit Schellengehängen, farbigem Roßhaar- und Federschmuck oder Fuchsschwänzen recht jugendlich aufgarniert waren.

Zum Stadtverkehr gehörten auch die vielen Dienstleute, Packträger genannt, die mit ihren roten Mützen fast an jeder Straßenecke standen. Es gab ja noch kein Telefon und so brauchte man sie ständig zur Übermittlung eiliger Botschaften; viele Familien, oft aber auch liebende Herzen hatten unter ihnen ihren Vertrauensmann. Der biedere Dienst

mann mit dem Brief und dem in Seidenpapier gewickelten Blumenstrauß in der „Pratze“ war eine häufig anzutreffende, stets schmunzelnd belächelte Figur.

Die große Garnison trug natürlich auch Vieles in das Straßenbild Münchens hinein und zwar gerade das Bunteste und Fröhlichste. Das heitere bayrische Hellblau dominierte: die Infanterie und die schweren Reiter trugen es im Gegensatz zum Dunkelblau der Feldartillerie und dem Grün der Cheveaux-legers. Meiner Vorliebe für Uniformen und Livreen wurde in jeder Weise Genüge getan. Wie schön war es, der um 12 Uhr erfolgenden Ablösung der Residenzwache zuzuschauen, wo stets ein Zug des Leibregiments in Paradeausrüstung mit klingendem Spiel anmarschierte! Jeden Ton des Defiliermarsches kannte man und des Präsentiermarsches, unter dessen Klängen die Fahne vom abtretenden dem antretenden Wachkommando übergeben wurde.

Und dann stieg das Musikkorps zur Feldherrnhalle hinauf und konzertierte dort. Das war die Stunde des Zusammentreffens aller Gesellschaftskreise Münchens. Vor dem Moy-Palais an der Ecke der Brienner Straße standen oder flanierten meist die Herren der Hofgesellschaft, auf dem Gehsteig vor der Theatinerkirche bewegten sich die Gruppen der S.C.Studenten in Couleur, während die bunten Mützen der Burschenschafter und Verbindungen auf dem Platz vor der Feldherrnhalle das Bild der Menschenmenge belebten. Alles hatte ohne Zwang doch eine gewisse Absonderung, gemäß der gesellschaftlichen Ordnung nach Ständen und Berufen sowie deren Unterteilungen, obwohl alles durcheinander zu wogen schien. Ein Bild des damaligen Gesellschaftszustandes bei dem natürlich auch der Offizier eine große Rolle spielte. Für Damen galt es nicht als fair bei der „Parade“, wie man das Wachablösungs-Konzert nannte, stehen zu bleiben, aber sie überquerten gern den Platz und ließen sich von den vielen Bekannten, die man unweigerlich traf, begrüßen. Was man damals „Volk“ nannte war da kaum anzutreffen. Es hielt sich von selbst zurück, wo die oberen Stände dominierten. Das war damals so, auch im demokratischen Bayern.

Vor und nach der Parade bildete sich auf der Theatinerstraße, die damals auch die beste Laden-Straße war, eine Art Corso, in der man langsamen Schrittes – das Tempo war noch nicht erfunden – hin- und herbummelte. Um diese Zeit gab es noch immer dies und jenes extra Interessante für mich Buben dort oder am Odeonsplatz zu sehen, z. B. den Konsul Rosipal, einen überaus gepflegten älteren Herrn, der stets in Zylinder und hellen Handschuhen hoch auf seiner Dogcart thronend, dem Groom auf dem Rücksitz, sein Tandem, also voreinander gehendes Zweigespann von seinem Geschäft am Rindermarkt in seine schöne Villa in Schwabing kutschierte oder den Herzog Ludwig in Bayern, der mager und hohlwangig in seiner enganliegenden Cheveaux-legers-Uniform einem Don Quichote glich, aber keine Rosinante sondern immer ein ausgesucht gutes Pferd ritt, das er mit Vorliebe gerade vor dem Publikum der Feldherrnhalle zu allerlei kunstvollen Gangarten und Kapriolen zu zwingen liebte.

Dass das Katholische dem Straßenbild von München damals noch eine besondere Note hinzufügte, die mir, in der Stadt wenigstens, neu war, ist selbstverständlich. Man sah viel Pfarrer, Mönche und Nonnen. Oft tönte das Glöckchen des Ministranten vor einem Geistlichen, der zum „Versehen“ eines Sterbenden ging und vor welchem alles in die Knie sank, da er, unter einer gestickten Brokathülle verborgen, das „Allerheiligste“ in den Händen trug. Damals glitten die Toten noch nicht lautlos wie jetzt in schwarzen Autos unauffällig zu den Friedhöfen hinaus, vielmehr geleitete ein stattlicher priesterlicher Kondukt mit Trauerfahnen, Lampen und Weihrauch ihn zur letzten Ruhestätte. Die Leute zogen auch noch den Hut, wenn von den Kirchen das Mittag- oder Abendläuten erklang, das noch nicht erstickt vom Verkehrslärm über die Stadt schwang.

Bayern war damals noch ein fast reines Agrarland und so ist es kein Wunder, dass das Ländliche und Bäuerliche noch allenthalben in seine Hauptstadt hineinwucherte. Es tut das ja heute noch, Gottlob, noch immer ein wenig. Man sah viel Bauernvolk in der Tracht, nicht nur die vom Oberland, die ja nun auch der Städter ein wenig verfälscht gern

trägt, sondern auch die vom Unterland. Besonders im Tal, am Marienplatz und am Viktualienmarkt begegnete man diesen Typen, man sah die Planwagen der Botenfuhrwerke vom Land, sah aber auch hie und da Ochsenfuhrwerke, die Heu und Stroh, Kartoffeln oder Getreide in die Stadt fuhren. Hatten nicht auch die großen Bierwagen mit ihrem altertümlichen Leitergestell und die Bierführer in ihrer streng eingehaltenen ländlichen Tracht, die die prachtvollen schweren Hengste lenkten, etwas Rustikales? Jetzt sieht man diese, für das damalige Münchener Stadtbild charakteristischen Fuhrwerke mit ihren wunderbaren Gespannen fast nur mehr auf dem Oktoberfest. Ländlich muteten auch die fröhlich gelben Postkutschen an, deren Postillone in den kurzen silberbetressten blauen Fräcken, den roten Westen, weißen Lederhosen, den schwarzen Schaftstiefeln und den Zylindern, auf denen Sonntags der weiß-blau-bayrische Federstutzen saß, noch ganz biedermeierisch aussahen. Ja, es war alles bunter, vielfältiger und eigenständiger als jetzt!

Zunächst zog nun von der farbigen Vielfalt des Münchener Lebens, wie es mir auf der Straße entgegentrat, nur wenig in unsere norddeutsch-protestantisch bestimmte Häuslichkeit ein. Der Verkehr meiner Eltern bestand hauptsächlich aus solchen Familien, die nach München, als dem künstlerischen und einem der wissenschaftlichen Zentren Deutschlands gezogen waren, also aus „Zuagroasten“, wie das der Bayer nennt. Auch besuchte ich noch keine Münchener Schule – die gute „Wixe“ führte den Unterricht weiter – so dass ich persönlich auch wenig mit dem Münchnerischen in Berührung kam.

Etwas Fühlung gewann ich damit nur in einer Turnstunde, die im Turnsaal des Maxgymnasiums für Jungen meines Alters vom Rat Weber abgehalten wurde. Dieser „Turnrat“ war eine seltsame Type, ein kleiner beleibter Mann, der seinen etwas froschartigen Kopf mit der großen Glatze dennoch á la Turnvater Jahn frisierte, indem er seinen grauen Bart und den seine Platte umgebenden Lockenkranz entsprechend wachsen ließ. Aus dieser Zeit schon stammte meine Freundschaft mit dem frischlebendigen Oscar von Perfall und dem träumerischen Friedel Ackermann, von denen später in meiner Gymnasialzeit noch die Rede

sein wird. Schon in diesen Turnstunden machten sich zwei Handicaps für mich bemerkbar, die mir in meiner späteren Schulzeit immer wieder zu schaffen gemacht haben. Das erste war meine Ungeübtheit, mich in eine Gemeinschaft zu fügen, weil ich bisher als Privatschüler keinen Schulzwang kennen gelernt hatte, das zweite, dass ich eben ein „Zuagroaster“ war und weder von Lehrern noch von Schülern alles verstand, nicht nur des bayrischen Dialekts wegen, sondern auch wegen ihrer Mentalität, die bei ihnen anders war, als diejenige, die ich von Haus aus gewohnt war.

Davon, das man mir diese bayerische Mentalität daheim etwas näher gebracht hätte, war nicht die Rede. Man war dazu doch viel zu preußisch gesinnt und witterte hinter dem „Bayrischen“ zu leicht etwas verstockt Partikularistisches oder reaktionär Ultramontanes, jedenfalls etwas Rückständiges, was man bestenfalls belächelte, meist aber rundweg ablehnte. So musste ich mir das Verständnis für das Bayerische selbst erkämpfen, bis ich dann meine Liebe zu ihm entdeckte und langsam gegen äußere, aber auch innere Widerstände in mir groß zog. Sie ist dann aber auch dauerhaft geworden.

Zu den, wenn auch schon seit längerer Zeit zugezogenen Münchner Familien, mit denen die Eltern gleich von Anfang an verkehrten, gehörte die große Sippe des Verlegers Rudolf Oldenbourg. So wurde auch schon damals der Grund zur Freundschaft zwischen seinem Enkel Alexander und mir gelegt, die eine Lebensfreundschaft werden sollte, obwohl wir grundverschiedene Naturen waren und sind. Der hübsche Oldenbourg´sche Garten lag zwischen Glück- und Kletzenstraße (jetzt Lotzbeckstraße) ganz in unserer Nähe und ich war manchmal zum Spielen dort. Alexander war körperlich ebenso gewandt wie ich ungelenk, was zu allerhand Foppereien von ihm führte, aber ich habe ihn schon damals sehr gern gemocht. Meine Schwestern befreundeten sich auch damals schon mit Margarethe und Elly Oldenbourg (später Baronin Stengel) und Emmy und Cläre Diehl (später Frau von Gonzenbach und Frau Paschitsch), die alle Enkeltöchter von Rudolf Oldenbourg sen. waren. Welche Rolle in meinem späteren Leben die ver-

schiedenen Mitglieder dieser Familie spielten, wird vielleicht noch auf künftigen Blättern verzeichnet sein.

Damals kam ich auch schon in ein Haus, das mir späterhin viel bedeuten sollte, es war das des Mathematikers und Kunstsammlers Alfred Pringsheim . Über dies Haus ließen sich Bände schreiben und ich werde immer wieder von ihm zu reden haben. Von den vier Söhnen standen mir Peter und Heinz am nächsten, der eine war ein halbes Jahr älter, der andere ebenso viel jünger als ich. Pringsheims waren damals noch nahe mit Baeyers befreundet (was sich später änderte) und so kamen auch die Eltern gleich mit diesen anregenden Leuten in Verkehr und auch ich wurde dort eingeladen. Das prächtige, jetzt den Parteibauten zum Opfer gefallene Haus war noch ganz neu und wurde viel bestaunt wegen zweier neuartiger Einrichtungen: seiner Zentralheizung und seines elektrischen Lichtes. Für das Letztere stand ein eigenes kleines Maschinenhaus in einer entlegenen Ecke des Gartens, denn eine öffentliche Stromabgabe existierte noch nicht. Dieser Garten nun und nicht die herrlichen Kostbarkeiten und Kunstgegenstände, die das Haus damals schon barg und die sich von Jahr zu Jahr mehrten, war mein erster starker Eindruck. Eine rechte Bubenerinnerung ist mir an ihn geblieben. Der Garten war noch nicht fertig und Haufen von Erde und Kies türmten sich dort. In seiner Mitte aber stand noch vom Vorbesitzer her ein kleines, leicht aus Holz gebautes Sommerhäuschen, dessen wackelige Fenster mit grellbunten Glasscheiben versehen waren. Wir spielten in der herrlichen Indianerausrüstung, die die Pringsheimbuben hatten, gerade wilde Kriegsspiele, als Vater Pringsheim erschien und uns sagte, das Sommerhäuschen könnten wir kaputtmachen, ja, wir könnten es vollständig demolieren. Ist je einer Bubenschar ein großartigerer Auftrag erteilt worden? Na, wir besorgten mit unseren Streitäxten und anderen Zerstörungswerkzeugen die Sache aufs gründlichste und ruhten nicht, bis das Häuschen dem Erdboden gleichgemacht war. Männliche Urinstinkte hatten sich ausgetobt, ohne dass man sich ihrer schämen brauchte und gar dafür gestraft worden wäre! Ein erlaubtes Abreagieren dieser Instinkte – ist der Krieg etwas anderes? Ich habe später oft an

diesen meinen ersten Nachmittag in der Arcisstraße denken müssen, als ich den Krieg mitmachte und muss es jetzt auch wieder des öfteren tun.

Zu den ältesten Freunden und Bekannten, die meinen Vater jetzt aufsuchten und durch die langsam ein immer weiterer Kreis von Menschen entstand, die bei uns verkehrten, gehörten natürlich Baeyers und Hanfstaengls, dann Paul Heyse als Freund des Vaters noch aus der Berliner Jugendzeit, der Dichter Scherer, der schlichte, herzenswarme, feinsinnige Wiedererwecker alter deutscher Dichtung, Wilhelm Hertz und der gute Freund als Leipzig, der scharfsinnige Kunstanalytiker Konrad Fiedler, der als großzügiger Mäzen uneigennützig so viele Künstler gefördert und Hans von Marées erst sein Lebenswerk ermöglicht hat. Der große Hygieniker Pettenkofer, der bedeutende Geologe Zittel, der Gynäkologe Winckel, der Herausgeber der damals Weltruf besitzenden wissenschaftlichen Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung Braun gehörten schon zum ursprünglichen Münchener Kreis der Eltern, in dem auch die Schwestern Freundschaft mit den Töchtern schlossen.

Durch die Schwestern kam es auch zur Freundschaft mit der vortrefflichen Frau Marie Barlow, die - überreich mit Glücksgütern gesegnet - eine Musikmäzenin allergrößten Stils war. Sie ließ meine Schwestern und meinen Bruder Hans zu einer Tanzstunde auffordern, die sie für ihren Sohn Willy in ihrem Palais an der Brienner Straße abhalten ließ, das später als „Braunes Haus“ lange Zeit nach ihrem Tod weltberühmt werden sollte. In ihrem Wesen und ihrer Art, sich zu tragen, war sie die Schlichtheit selbst, ich habe sie immer nur in ganz glatt gearbeiteten schwarzen Seidenkleidern gesehen. Oft spielte sie bei uns vollendet Klavier und brachte manchmal ihr Protegé, den hervorragenden Geiger Krasselt mit, den sie wundervoll begleitete. Sie war in ganz großem Stil wohltätig und hielt sich das ganze Jahr über einen Detektiv, der die Bittsteller, die ihre Gesuche an sie richteten, auf ihre Würdigkeit hin zu prüfen hatte. Nur in der Weihnachtszeit gab sie jedem, der sie darum anging, ohne Kontrolle etwas und niemals unter 5,-- M. Trotz ihrer persönlichen Einfachheit verstand ihr Haus zu glänzen. Der Hauptabend jeder Tanzstunde am Dreikönigstag, wo die heiligen Dreikönige

in Persona mit Kamel und Eseln auftraten und ihre Gaben in Form kleiner Schmuckkassetten, in denen die Schleifchen für den Kotillon aufbewahrt waren, an die Damen verteilten und Riesenkörbe mit Blumen, war damals in aller Leute Mund. Ich war später auch öfters in dem weiträumigen Haus und habe dort immer hauptsächlich den großen Wintergarten mit seiner Überfülle erlesener Blumen bewundert. Zu jedem 1. März, dem Geburtstag meines Vaters, kam von ihr ein Riesenkorb mit blühenden Hyazinthen, vor deren eindringlichem Duft man sich kaum retten konnte.

Aus dieser Zeit ist mir der Besuch zweier Bühnenkünstlerinnen in Erinnerung, der sich später öfters wiederholte und für mich immer etwas Besonderes bedeutete. Die eine war die Gräfin Prokesch-Osten, die unter ihrem Mädchennamen Friederike Goßmann – sie war geborene Münchnerin – am Wiener Burgtheater große Triumphe gefeiert hatte. Sie las meisterlich vor und wurde von meinem Vater stets dazu aufgefordert. Ich weiß noch gut, wie sie einmal speziell für mich mit entzückender Eindringlichkeit aus Andersens Märchen las.

Die andere war die Baronin Herse-Wartegg, die als „Minnie Haugg“ mit ihrem herrlichen Mezzo-Sopran ganz Europa begeistert hatte. Ihr Paradestück war die Habanera aus der Oper Carmen, die mein Vater nicht oft genug von ihr hören konnte. Ich sehe noch die mit allem weiblichen Charme ausgestattete mondäne Frau sich an den Flügel setzen, in die Tasten greifen und mit blitzenden Augen beginnen: „Die Liebe vom Zigeuner stammt...“. Die Eltern waren alljährlich mit ihr und ihrem liebenswürdigen Gatten, der Forschungsreisen gemacht und beschrieben hatte, in Luzern zusammen, wo sie eine schöne Villa besaßen.

Schwer beeinträchtigt wurde dieser erste Münchener Winter durch die schwere Influenza-Epidemie, die damals herrschte und die auch in unserer Familie die Runde machte. Ich habe sie auch, aber wohl nicht allzu schwer gehabt, am schlimmsten aber wurde meine Mutter von ihr ergriffen, die mit ihrem Herzfehler dem hohen Fieber kaum wider-

stehen konnte und einige Tage in Lebensgefahr war. Erst der Frühjahrsaufenthalt in Lugano hat sie wieder ganz hergestellt.

In dieser Krankheitsserie bewährte sich unser Münchner Hausarzt sehr, der mich meine ganze Jugend hindurch ärztlich betreut hat und der für mich zum Typ des Hausarztes schlechthin geworden ist. Es war der Hofrat Waltter, Schwiegersohn des oben erwähnten Geheimrat Winckel, des Direktors der gynäkologischen Universitätsklinik, selbst Frauenarzt, aber auch in allen anderen ärztlichen Sparten bewandert. Er war ein sehr großer, stattlicher, gut aussehender Mann mit einem blonden Spitzbart. Er machte seine Besuche stets im schwarzen Gehrock mit Seidenrevers, auf dem kein Stäubchen war, mit Zylinder und Glacéehandschuhen. Er war von verbindlichster Liebenswürdigkeit, aber als Arzt doch sehr bestimmt und energisch. Er hat sich leider später recht oft um mich bemühen müssen Ich habe ihn dabei immer sehr geschätzt und ihm vertraut. Ich glaube es noch zu fühlen, wenn er sein kühles Ort an meinen fieberheißen Rücken legte und sagte: „Bitte zu schnaufen!“ und mich dabei seine Schnurrbartspitze etwas kitzelte.

Vom künstlerischen Leben Münchens, das zu dieser Zeit ja sehr lebendig war, drang noch nicht all zuviel in mein junges Leben, wenn ich von dem, was in den vielen Kunsthandlungen im Schaufenster ausgestellt auf mich wirkte, absehe. Es kamen zwar auch Künstler zu uns ins Haus, so der prächtige Hermann Kaulbach und vielleicht auch damals schon der gütige, stille Franz von Defregger, aber diese Seite des elterlichen Verkehrs entwickelte sich erst später. Es ist möglich, dass uns auch schon im ersten Winter Lenbach besuchte, der später häufig kam.

Mein erster Atelierbesuch, dessen ich mich erinnere, war einer bei dem klassischen Schilderer der Vorfrühlingslandschaft Erich Kubierschky. Er war mit der Tochter Hilde des Historikers Carl von Noorden verheiratet, dessen Frau wiederum eine Kusine zweiten Grades meines Vaters war. Das Noordensche Haus war in Leipzig sehr befreundet mit meinem Elternhaus gewesen. Kubierschky hatte Atelier und Wohnung in dem großen Atelierhaus in der Georgenstraße, dessen Nordseite jetzt

auf die Konradstraße schaut, von wo aus man aber damals weit hinausblickte in eine unbebaute flache Landschaft, in der man Schafe weiden sah.

Seine Bilder gefielen mir damals sehr in ihrer anspruchslosen Feinheit. Er war nie ein Kunstpolitiker, stieß eher durch allerhand Nörgeleien und Kritteleien die Leute, zumal die Kollegen, vor den Kopf und daran liegt es wohl, dass er in der Öffentlichkeit die gebührende Wertschätzung seiner Kunst erst erreichte, als er schon 80 Jahre alt war. Er war hochmusikalisch und hat oft bei uns Geige gespielt. Seine Frau Hilde war ein außergewöhnlich lebendiger Mensch, an allem Schönen und Guten aufs Wärmste interessiert, in caritativen und sozialen Bestrebungen tätig, dabei mutig und ehrlich und in dieser letzteren Tugend manchmal etwas über das Ziel hinausschießend. Äußerlich war sie ein Original. Sie legte keinen Wert auf ihren Anzug, noch auf ihre Frisur, noch auch auf konventionelle Liebenswürdigkeit. Sie galt daher für burschikos, obgleich sie innerlich wohl eher weichen Herzens und sehr weiblich war. Sie ist später meine Schwägerin geworden, weil ihr Bruder Werner von Noorden meine Schwester Elly heiratete. Sie ist verhältnismäßig früh gestorben und viele, denen sie in ihrer selbstlosen und aufgeschlossenen Art äußerlich und innerlich eine Stütze war, haben sie sehr betrauert.

Die schönste Stunde des Tages war für mich in allen den Münchener Jahren bis zum Tode meines Vaters diejenige, in der er ausgefahren wurde. Der Diener und der Hausmeister trugen ihn, wenn nicht allzu schlechtes Wetter war, die Treppen hinunter und er setzte sich dann, im Winter meist in seinen schweren Pelzmantel mit dem Marderkragen gehüllt in den Rollstuhl, wo die Beine gut in Decken verpackt wurden. Die Mutter ging immer an der rechten Seite des Wagens, den der Diener schob, ich aber links. Von den Geschwistern ging fast nie jemand mit, denn diese Stunde war für mich reserviert. Wieviel habe ich ihr zu verdanken! Der Vater richtete selten das Wort an die Mutter, sondern war ganz für mich da. Was habe ich ihn da alles gefragt und wieviel hat er mir da erzählt! Und wie konnte er erzählen! Von seinen Reisen durch

ganz Europa, durch Ägypten, die libysche Wüste, zum Berg Sinai! Manche seiner Schilderungen konnte ich nicht oft genug hören, so z. B. die eines Stierkampfes in Spanien, bei der man das bunte Bild der Arena vor sich sah und durch alle Phasen des grausam schönen Schauspiels in atemloser Spannung den Augenblick erwartete, in dem der Torrero dem Stier mit meisterhafter Sicherheit den Todesstoß gibt.

Bei dieser Spazierfahrt ging es fast immer die Ludwigstraße entlang, am Siegestor weiter und die jetzige Leopoldstraße, damals noch Schwabinger Landstraße hinunter bis zum Burgfrieden von München, der schon an der Ecke der Hohenzollernstraße auf einer Tafel markiert war. Weiter nördlich begann Schwabing, das eine selbständige Gemeinde bildete. Die Schwabinger Landstraße wirkte noch recht ländlich, auf der Ostseite waren außer dem großen Solbrig-Garten, dem jetzigen Ohmstraßen-Areal, halbverwilderte bäuerliche Gärten, in denen kleine Häuser und Ställe standen, die meistens Fuhrwerksbesitzern und Droschkenkutschern gehörten. Beim Burgfrieden stand auf dem Grund des heutigen Nicolaiplatzes das hübsche alte Nicolaikirchlein in seinem Friedhof, das wohl noch aus der Pestzeit stammte. Ich habe den Abbruch dieses Wahrzeichens von Alt-Schwabing immer sehr bedauert.

Um so mehr als in diesen Aufzeichnungen der Sommer bisher gegenüber dem Winter soviel ausführlicher behandelt worden ist, muss ich des Höhepunktes der winterlichen Zeiten meiner Kindheit, des Weihnachtsfestes etwas ausführlicher gedenken. Es hat sich bis zum Tode meines Vaters immer in gleicher Weise abgespielt, aber in den Jahren, in welchen wir in der Schönfeldstraße wohnten, scheint es mir am reichsten und schönsten verlaufen zu sein. Die Familie war damals bis auf die ältesten, verheirateten Schwestern geschlossen beieinander und die Geschwister im schönsten, frischesten und muntersten Lebensalter.

Schon die Vorbereitungen für Weihnachten, mit denen bereits seit vier Wochen vor dem Fest nach der vorsorgenden und bedächtigen Art meiner Mutter begonnen wurde, waren alljährlich eine beglückende Angelegenheit. Die ganze Adventzeit war durchwärmt von der Vorfreude

und man fühlte sich gehoben dadurch, dass man einmal auch ein Gebender sein konnte, wo man sonst nur ein Empfangender war. Man nahm es sehr wichtig, dass man für alle Angehörigen des Hauses bis zum letzten Dienstboten ein, wenn auch noch so kleines Geschenk besorgte, was man aus eigener Tasche von den Ersparnissen bezahlte, die man das ganze Jahr hindurch von seinem winzigen Taschengeld gemacht hatte. Mein Vater muss Freude an meinem Eifer in diesen Dingen gehabt haben, jedenfalls hat er ihm ein kleines Denkmal in seinem hübschen Märchen „Die Nüsse“ gesetzt. Übrigens habe ich mich ein bisschen geschämt, als da mein Name schwarz auf weiß zu lesen war und außerdem sträubte sich mein Wirklichkeitssinn dagegen, dass ich jemanden zu Weihnachten so etwas Unnötiges wie Nüsse hätte schenken können. Die hatte man da doch “sowieso“.

Doch zurück zum Weihnachtsfest! Außerdem durch die vielen Handarbeiten, die eifrig von den Damen des Hauses gefördert und stets eilig versteckt wurden, wenn die Augen, die sie erst am heiligen Abend erblicken sollten, sie hätten erspähen können, kündigte sich das Fest durch die Unzahl von Paketen an, die allabendlich von der Mutter mit großem Aufwand von Packpapier, Schnüren und Siegellack meist unter Assistenz des Dieners Carl am lang ausgezogenen Esstisch gemacht wurden. Die Serie der Pakete, die mit den Freiexemplaren des jeweiligen Buches meines Vaters alljährlich vor Weihnachten gemacht wurden, verließ zuerst das Haus. Die Bücher kamen stets in großer Auflage heraus und der Vater hatte sich dabei einen hohen Prozentsatz von Freiexemplaren ausbedungen, denn er verschenkte sie gern freigiebig an alle, die ihm nahestanden. Dabei ließ er es sich nicht nehmen, jedem eine eigenhändige Widmung in das Buch zu schreiben, er wusste, dass es dann doppelt Freude machen würde und meine gute Mutter nahm gern die Mühe auf sich, die Bände postgerecht zu verpacken.

Und dann kam die große Zahl all der großen und kleinen Kisten, Pakete und Päckchen, die an Familienangehörige, Freunde und Leute abgingen, denen man zu Weihnachten Hilfe und Freude spenden wollte. Denn wenn auch das bürgerliche Zeitalter die soziale Frage in ihrer

Gesamtheit nicht zu meistern verstand und der bürgerlichen Gesellschaft deshalb der Vorwurf harten Standesegoismus‘ gemacht worden ist, so war sich der gute Bürgerstand seiner Verantwortung gegen diejenigen, deren Not er persönlich kannte, sehr wohl bewusst. Es war noch so viel patriarchaler Sinn vorhanden, dass man alter Angestellter und Dienstboten und einer ganzen Klientele, die sich durch Dienste oder Anhänglichkeit dem Hause verpflichtet hatte, stets gedachte und ihnen helfend zur Seite stand. Und abgesehen davon trat das Postulat der christlichen Caritas gerade zu Weihnachten überhaupt an die Seele heran und aus ihm heraus wurde geschenkt und gegeben, wo immer man um Not und Leid wusste. Bei der Mutter geschah das alles ohne viel Worte aber tatkräftig, wohlüberlegt und den jeweiligen Bedürfnissen angemessen. Mein Vater folgte im Schenken mehr seinen Intuitionen, wusste stets Anmut in das Geben zu legen und konnte sich über eine gelungene Überraschung kindlich freuen. Ihm wurde das Bibelwort, dass Geben seliger denn Nehmen sei, immer wieder zum Erlebnis.

Ein auch in jedem Jahr wiederkehrender Akt in den Vorbereitungen zum Fest war das Backen der Rigaer Pfefferkuchen, an dem sich die ganze Familie beteiligte. Sonst war alles Backen und Kochen ganz der Köchin überlassen, meine Mutter betrat nur für kurze Kontrollgänge die Küche und legte dort niemals selbst mit Hand an. Die Rigaer Pfefferkuchen aber waren ihre eigene Angelegenheit. Ihre Zubereitung war eine Art Familienzeremonie, zu der wir alle mit weißen Schürzen im Speisezimmer antraten, für mich wurde eine Konditorhaube aus einem zusammengeknüpften großen weißen Taschentuch improvisiert. In den dunkelbraunen Teig kamen außer allerlei zum Teil altertümlichen Gewürzen seltsame Dinge, wie z. B. Potasche. Das Kneten der zähen Masse war dann die Hauptsache, bei der auch die kräftigen Muskeln unseres Carl mithelfen mussten, bis ihm der Schweiß auf die Stirn trat. War er Teig „durch“ und keine „Klunker“ von Mehl mehr in ihm zu spüren, so bekam jeder von uns einen tüchtigen Batzen von ihm zuteilt, den man nun seinerseits durchwalkte. Und jetzt kam das Schönste: man rollte ihn schön gleichmäßig aus und stach mit allen möglichen Blechformen die Plätzchen heraus. Diese verteilte man dann auf die Bleche,

auf denen sie in der Küche gargebacken wurden. Es entstand ein hartes, aber äußerst schmackhaftes Gebäck, das es tatsächlich nur „bei Muttern“ gab und ohne das Weihnachten nicht zu denken war.

Der letzte Akt in den Vorbereitungen waren die für den Schmuck des Christbaumes, der immer vom Boden bis zur Decke des Salons reichte. Am Vorabend des Festes war wieder die ganze Familie zusammen, vergoldete die Nüsse, fädelte die Aufhänger in all´ die Kringel, Brezelchen und Sterne, die an den Baum gehängt wurden ein und machte Hüllen aus buntem Papier um die Pralinées, die den Clou der guten Sachen bildeten, die den Baum zierten. Die vielen Lichter wurden in die Halter gesteckt und die Dochte schon etwas angebrannt, damit es keinen Aufenthalt beim Anzünden am heiligen Abend gab. Dadurch roch es schon ganz weihnachtlich.

Ich erinnere mich nicht, dass aus all´ diesen Vorbereitungen gegen mich, auch als ich noch klein war, je ein Geheimnis gemacht wurde, im Gegenteil: man half dabei mit. Von der poetischen Idee des Gaben spendenden Christkindes war nicht die Rede, ebenso wenig von der weniger poetischen norddeutschen des „Weihnachtsmannes“, der wohl ein verstümmeltes Überbleibsel des Hl. Nicolaus oder seines Knechts Rupprecht ist. Ich wurde auch schon frühzeitig zum eigentlichen Schmücken des Baumes zugezogen und kletterte mit Genuss auf die obersten Stufen der Standleiter, um an den höchsten Zweigen den Schmuck anzubringen. Dies „Putzen“ des Christbaumes, wie es meine Mutter nannte, ging meist am Morgen des Heiligen Abends vor sich, dann aber blieb das Zimmer verschlossen und nur der Mutter und Tante Helene blieb es zugänglich, die den Tag über den Aufbau der Geschenke besorgten.

Wir Kinder aber, ob groß oder klein, fieberten dem Abend entgegen. Nachdem man sich feiertäglich angezogen hatte, versammelte man sich im Nebenzimmer des Salons, bis endlich Vaters silbernes Glöckchen ertönte, sich die Flügeltüren öffneten und man in den Lichterglanz feierlich eintrat.

Dann stand man erst eine Zeit lang schweigend und in seltsamer Ergriffenheit vor dem Leuchten, Schimmern und Glitzern des Baumes, bis die Muter, an deren Arm lächelnd der Vater uns gegenüberstand, eine gleichsam einladende Gebärde machte und wir zu unseren Geschenktischen gingen. Der meinige war leicht zu finden, denn als der des Jüngsten stand er dem Christbaum zunächst. Die Eltern gingen von Tisch zu Tisch, erklärten die Geschenke und nahmen frohen Herzens die Dankesstürme entgegen, die sie auslösten. Dann erst wandten sie sich dem Flügel zu, auf dem stets die Gaben, die sie sich gegenseitig verehrt und von den Kindern erhalten hatten, aufgebaut waren. Sodann wurden die Dienstboten hereingerufen, für deren jedes auch ein Tischchen mit Geschenken bereitstand. Nachdem sie den Dank für ihre Gaben und die Bewunderung für die unseren gezollt hatten, traten sie wieder ab.

Und nun kam ein zweiter schöner Akt der Bescherung, der sich gewöhnlich bis zum Abendessen hinzog und der das Auspacken der von auswärts kommenden Geschenke brachte. Man saß dabei im Kreise um die Eltern herum, vor die nun eine Kiste und ein Paket nach dem anderen, schon halb geöffnet, gestellt wurde. Ein jedes Stück enthielt irgendetwas für jeden von uns und wir legten es zu den anderen Gaben auf unsere Tische. Die Verteilung ging gemächlich vor sich, denn nach jeder Öffnung einer Sendung setzte die Mutter ihre Brille auf und las den Brief, der ihr beilag, vor. Da strömte denn zu den Geschenken, die mit Liebe gegeben und gewählt waren, noch eine neue Flut von Liebe und Zuneigung in Worten über uns und man war so voll Glück, dass man es kaum fassen konnte.

Man knabberte an Gebäck, Schokolade, Marzipan, kandierten Früchten und anderen guten Dingen, die in gehäuften Tellern bei den Geschenken eines jeden standen, man atmete den Weihnachtsduft aus Tannengrün und schmelzendem Wachs und war so selig wie sonst nie im ganzen Jahr.

Alles Religiöse, jeder Hinweis auf die Bedeutung der Weihnacht für den Christenmenschen fehlte bei diesen, unseren „Heiligen Abenden“, nicht einmal das Weihnachtsevangelium wurde vorgelesen. Höchstens, dass wir Kinder, als Beweis unserer Fortschritte, ein mühsam einstudiertes Weihnachtslied auf dem Klavier spielten. Aber ich glaube, wir hatten alle doch den lieben Gott im Herzen, denn wir waren der Liebe übervoll.

Zum Nachtmahl gab es dann stets „polnischen“ Karpfen, der in seiner braunen Sauce, in die Bier und Lebkuchen eingekocht wurden, süddeutschem Gaumen nicht genehm ist, den wir aber in Verbindung mit scharfem geriebenen Meerrettich alle gern aßen und den mein Vater als alter Berliner von Kind auf am Weihnachtsabend gewohnt war und nicht missen wollte.

Nach dem Abendessen kehrte man ins Weihnachtszimmer zurück, wo nun die Kerzen des Christbaums niedergebrannt waren und wieder das neutrale Licht der Gaslüster herrschte. Man genoss noch einmal durch, um was man an diesem Abend bereichert worden war, man bewunderte nochmals gegenseitig die Geschenke und erneuerte seinen Dank. Punsch, der gereicht wurde, erhöhte noch die Stimmung und endlich sank man todmüde – denn wann durfte man sonst so lange aufbleiben? – aber glückselig ins Bett.

So war es Jahr und Jahr! Alljährlich wiederholte sich auch das Nachgenießen, wenn man wieder an seinen Geschenktisch trat, sich der neuen Sachen freute, von den Leckereien naschte und sich schon in die Lektüre der Bücher vertiefte, die man geschenkt bekommen hatte. Der Christbaum wurde dann meist am Sylvesterabend nochmals angezündet und erst am Dreikönigstag abgeräumt. Sylvester wurde immer im Familienkreis verbracht. Natürlich gab es dabei herkömmliche Sylvesterbräuche, von denen das Bleigießen, das immer in der Küche vollzogen wurde, die Hauptsache war. Man eilte dann mit seltsamen Gebilden, zu denen das aufzischende Wasser das geschmolzene Blei geformt hatte, zum Vater, der es einem deuten musste. Er entwickelte dabei eine

wunderbare Phantasie, sah Dinge in die Formen und Förmchen des Bleigusses hinein, auf die niemand gekommen wäre und verband seine Deutungen und daraus abgeleitete Prophezeiungen mit fröhlichen Neckereien und allerhand Anspielungen, die uns lachen und die Mädchen oft erröten machten. Auch die Dienstboten mussten mit ihren Gussstücken zu ihm kommen und da war des sich Genierens und Lachens oft kein Ende.

Ein anderer Brauch war das „Schiffchenschwimmen“. Ein Zuber mit Wasser wurde ins Zimmer gebracht und in ihm ließ man halbe Nussschalen, in die das Stümpfchen eines Christbaumlichtes gesetzt war, schwimmen. Die Lichtchen wurden angezündet und die Nussschalen steuerten nun durch die Anziehung der Wärme aufeinander zu, stießen sich ab und fanden sich wieder. Jedes dieser kleinen Schiffchen bedeutete eine bestimmte Person. Da gab es denn viel Hallo und Gelächter bei ihrem Sichfinden und wieder Trennen. Unbedingt gehörte zu Sylvester der „Ebers-Punsch“, zu dem es Berliner Pfannkuchen gab, die den Münchener Faschingskrapfen entsprechen. Mit diesem Punsch hatte es eine besondere Bewandtnis. Die Mutter meines Vaters besaß einen kleinen Sommersitz in Hosterwitz an der Elbe in der Nähe des königlichen Schlosses Pillnitz. Das Personal der Großmutter hatte sich mit dem Schlosspersonal angefreundet und als mein Vater als Bräutigam dort weilte, überreichte ihm der Leibkoch des Königs als Hochzeitsgeschenk, in sauberer Abschrift das, wie er betonte „geheime“ Rezept des Punsches, der seit Jahrhunderten im sächsischen Herrscherhaus getrunken zu werden pflegte. Es ist in der Tat vortrefflich, mein Vater hielt es in Ehren und Sylvester musste der Punsch peinlich genau nach ihm gebraut sein. Leicht ist das Getränk nicht und so war man meist in fröhlicher Stimmung, wenn man die Fenster öffnete, um 12 Uhr schlagen zu hören und sich sein herzliches „Prost Neujahr!“ zurief.

Was kam damals alles an Leckereien nur als Geschenk ins Haus! An der Spitze stand in dieser Beziehung immer die „Fresskiste“ von Onkel Martin aus Berlin, dessen sonstige Geschenke an uns alle an sich zu den Wertvollsten gehörten. Diese Kiste enthielt so ziemlich alles, was

es an Delikatessen in der Reichshauptstadt gab. Den Clou ihres Inhalts bildete immer ein Fässchen besten Kaviars, den die Muter wohlabgemessen vor jedem Abendessen mit der Gabel, beiliebe nicht mit dem Messer auf Röstbrot auftrug und an die Tafelrunde verteilte und eine große Straßburger Gänseleber-Pastete „en croute“, also in Teigform, dazu pommersche Gänsebrust und alle Arten von geräucherten Fischen, Lachs, Flundern, Sprotten, Störfleisch und Spickaal, bei dem mein Vater immer zu sagen pflegte: „Kinder, esst nicht zu viel davon: Spickaal bringt ins Spital!“ Nun, da hätte es noch mehr gegeben, was einem dem Magen hätte verderben können! So z.B. die Dresdner Stolle, die von der Tante Brandenstein kam und mehr Mandeln, Korinthen, Rosinen, Pistazien und Zitronat enthielt, als die Masse ihres Teigs ausmachte. Dann das riesige Rad weißen Lübecker Marzipans, in das irgendein Relief, etwa das Holstentor eingepresst war und das stets ein Verehrer des Vaters, der Konsul Kuhlemlamp stiftete oder die alljährliche Sendung des Herrn Stelter aus Breslau, der Bienenkorb, der aus gebräuntem Mandelgepäck hergestellt, wirklich einem solchen aufs Haar genau glich. Am Flugloch waren, um die Illusion zu vervollständigen, kleine Bienen angebracht, die an Spiralen befestigt zitterten, als umschwärmten sie den Stock. Ferner der mächtige Baumkuchen, den ein anderer Verehrer immer direkt aus Salzwedel schicken ließ. Der Vater pflegte von ihm zu sagen, wenn er ein König wäre, so würde er immer nur die „Nasen“, also die vorspringenden überzuckerten Teile essen; der alte König Johann von Sachsen hätte das verbürgtermaßen auch getan und den übrigen Kuchen dem Personal überlassen.

In der Auswahl dessen, was die Mutter für Weihnachten anschaffte, war sie sehr genau. Die Nürnberger Lebkuchen mussten immer direkt von Metzeler kommen, die Stollen, die es außer der Dresdener gab, von Felsche in Leipzig, ein Geschäft im Königsbau in Stuttgart musste Cognac-Kirschen liefern, die Wibele kamen von Lengenburg im Hohenlohischen, die Pralinées von Rottenhöfer und das kleine Gebäck, die „Weber-Gutseln“ vom Konditor Weber am Maximiliansplatz in München. Die köstlichen russischen Fruchtmarmeladen in einer Qualität,

die wirklich einzigartig war, mussten sogar den weiten Weg von Riga her nehmen. Das war alles erprobt und gut. Tempi passati!

Ja, es waren rechte Saturnellen, die da gefeiert wurden oder hatte das schwedische Julfest mit all seinen leiblichen Genüssen über die Ostsee hinüber den Rigaer Weihnachtsspeisezettel mitbestimmt?

Januar, Februar waren die Monate der gesellschaftlichen Hochsaison in München. Das was sich in den vielen Tanzsälen und Vergnügungsstätten der Stadt an fröhlichem Faschingstreiben abspielte klang damals nur als ferne Sage an mein Knabenohr. Hie und da, wenn man einmal in den späteren Abendstunden auf die Straße kam, sah man Leute, aus deren Mänteln oben und unten etwas von ihrer Maskerade herausschaute und das war schon ein rechter Spaß.

Daheim merkte man von dem geselligen Treiben nur dadurch etwas, dass die Eltern in der stets etwas befremdlichen Aufmachung der Abendkleidung, Frack und seidener Robe sich zu irgendeinem Souper aufmachten, von dem dann des anderen Tags beim Mittagessen gewöhnlich dies und jenes Interessante erzählt wurde. Auch die Schwestern begannen schon auszugehen und es war für den Buben interessant zuzusehen, wie sie von einer Friseuse hergerichtet wurden und künstliche Blumen ins Haar gesteckt bekamen. Ich fand sie, wenn sie in ihren hellen Ballkleidern, strahlend vor Vorfreude auf irgendeine Tanzerei, sich präsentierten, jedes Mal reizend, jede in ihrer Art: Marie mit dem feingeschnittenen, bildhübschen Gesicht, ebenso wie Elly mit ihrer schönen Figur, dem hellen Teint und den schönen Händen. Natürlich machte man sich als Junge Gedanken darüber, dass das Decolleté Dinge sehen ließ, die sonst sorgfältig verdeckt wurden, aber man fand das damals schon sehr hübsch.

Den Kreis älterer Freunde und Bekannten luden die Eltern stets nur zu Mittag- und nie zu Abendessen ein, weil ein regelmäßiges Zubettgehen des Vaters nicht gestört werden sollte. Diese kleinen Diners, zu denen vielleicht16 oder 18 Personen kamen, vereinigten oft eine Anzahl recht

illustrer Namen. Ich war meist im Nebenzimmer tätig, nicht nur um etwas von den oft sehr interessanten und witzigen Tischreden aufzuschnappen, sondern auch um beim Einschenken der „feinen“ Weine zu helfen, die dann auf Tabletts herumgereicht wurden. Dass ich mir in unbewachten Minuten von den schweren, aber mir damals schon vortrefflich schmeckenden Getränken etwas zu Gemüte führte, war verständlich. Auf diese Weise habe ich mir auch den ersten richtigen Rausch meines Lebens durch einen allzu starken Burgunder, dessen Wirkung ich noch nicht kannte, geholt. Ich weiß noch gut, wie gottsjämmerlich übel mir war und wie ich, in einem stillen Orte eingeschlossen, meinen Mageninhalt ein Mal über das andere umkehrte.

Am 20. Februar war der Geburtstag der Mutter und am 1. März der des Vaters. Das waren wieder kleine Höhepunkte. Es gab viel Besuche und besonders an dem des Vaters Stöße von Briefen, Telegrammen und Postsendungen. Dazu eine Überfülle von Blumen, die alle Zimmer durchdufteten. Wir fanden das wundervoll, nur die gute Tante Helene, die viel an Migräne litt, konnte den starken Ruch der Hyazinthen, Mimosen und Narzissen nicht vertragen, so dass ihr diese Tage ein wenig zur Qual wurden. Dazu hatte sie noch Neckereien wegen ihrer allzu empfindlichen Nase zu erdulden.

Mein Vater ließ sich gern feiern und hat es oft lachend gesagt, er sei froh, in keinem Schaltjahr geboren zu sein, dann wäre er doch am 29. Februar geboren worden und hätte nur alle vier Jahre Geburtstag haben können. Das Geburtstagfeiern sei aber doch so hübsch.

Im Vorfrühling zogen die Eltern wieder südwärts, dann kam immer eine etwas ungemütliche Zeit, in der großes Reinmachen der Wohnung stattfand und sie sozusagen in den Sommerschlaf versetzt wurde. Teppiche und Vorhänge verschwanden und wurden eingemottet, die Möbel zusammengeschoben und zugedeckt, Koffer wurden gepackt und vor allem die vielen Kisten, die einen großen Teil der wissenschaftlichen Bibliothek des Vaters nach Tutzing brachten.

Dafür brachten die Sonntage, manchmal auch die freien Samstag- und Mittwochnachmittag besonders hübsch für mich, denn da ging es gewöhnlich mit Tante Helene hinaus ins Freie. Ich habe die nähere Umgebung von München hauptsächlich in der Vorfrühlingsstimmung kennen gelernt und sie im jungfräulichen Zustand dieser Jahreszeit besonders liebgewonnen. Bei diesen weiteren Spaziergängen und kleinen Ausflügen war ich fast immer mit Tante Helene allein und ihre große Naturliebe erschloss mir das Verständnis für das alljährliche neu entstehende Wunder des Erwachens der Natur in einer so schönen und innigen Weise, dass ich ihr noch heute dankbar dafür bin. Am tiefsten habe ich immer den Zauber des Vorfrühlings empfunden, wenn wir in die Isarauen wanderten, sei es flussabwärts gegen Föhring, wo sich damals noch rechts vom Uferweg der Herzogpark in seiner ursprünglichen Schönheit als eingehegtes Wiesengut mit großen Baumgruppen und weidendem Vieh breitete, sei es flussaufwärts zum Flaucher, zu den „Überfällen“ nach Thalkirchen oder zur Menterschwaige. Ein besonderes Fest war es, wenn es über Großhesselohe hinausging und das, damals noch nicht durch Kraftwerke und Werkkanäle verunstaltete Isartal durchwandert wurde. Im freundlichen Halbdunkel der Buchenwälder an den Hängen war es ebenso schön, wie am Ufer des Flusses, der, wo er eilte und strudelte wie aus Jadestein, dort aber, wo er sich zu stillen tiefen Gumpen sammelte, smaragdgrün leuchtete, wie ein Gebirgssee. Wie freute man sich auch dort über die Knospen und Kätzchen, die an dem noch kahlen Geäst schon aufsprangen, man suchte nach dem, was im Unterholz zu sprießen und zu blühen begann. Der erste Seidelbast, den man fand, wurde richtig bejubelt.

Nach Nymphenburg führte damals noch vom Stiglmaierplatz aus eine Dampfbahn, die puffend und fauchend mit rumpelnden blauen Wägelchen bis zum Volksgarten verkehrte, einen Dauer-Rummelplatz am Nymphenburger Kanal, da wo jetzt die Kirche steht.

Im Nymphenburger Schlosspark war es natürlich herrlich. Das viele Wasser mit den Schwänen tat es mir besonders an; dass ich damals schon den Reiz der stilvoll großzügigen Anlage von Schloss und Park

erfasst hätte, glaube ich allerdings kaum. Geliebt habe ich freilich auch ganz bescheidene Gegenden vor der Stadt, wie etwa jene hinter der Bogenhausener Sternwarte, wo, unterbrochen von einigen Ziegeleien, sich damals nur unübersehbares plattes Land breitete und noch kein Haus stand. Aber gerade diese Weite war schön und am schönsten, dass man von dort an klaren Tagen die ganze Kette der bayrischen Alpen sah, die im Vorfrühling noch tief verschneit herüberglänzten wie eine Verheißung schöner Tage am lieben See.

Und diese Verheißung sollte anno 1890 bald erfüllt werden. Etwas früher als sonst, wohl noch im April, ging es wieder hinaus nach Tutzing, denn man musste sich zu einem schönen Fest rüsten: der Silberhochzeit der Eltern.

Wer sich vergegenwärtigt, wie oft das Leben meines Vaters an einem Faden gehangen hatte und wie es nur größter Lebensdiätetik, zu der er sich zwang und die ihm meine Mutter ermöglichte, zu Wege brachte, ihm das Leben zu erhalten, wird ermessen, was es den Eltern bedeutete, dies Jubiläum 25 miteinander durchlebter Jahre feiern zu können. Sie begingen an diesem Tage nicht nur ein Dankesfest für Glück und Segen, das ihnen das Vierteljahrhundert einer glücklichen und harmonischen Ehe gebracht hatte, sondern sie feierten auch ein Siegesfest über die feindlichen Mächte, die so oft nahe daran gewesen waren, dies Glück zu zerstören.

Und so sollte denn auch, nicht nur freudig und heiter, sondern auch mit vielen Gästen und allerlei Aufwand gefeiert werden. Schon Tage vorher häuften sich in der großen Bügelstube des Gärtnerhauses die grünen Fichten-Daxen, die zu Girlanden verflochten wurden. Die Schwestern machten unzählige Rosen aus verschiedenfarbigem Seidenpapier, die diese Gewinde zieren sollten und der Zimmermann errichtete hohe Ehrenpforten, die nun mit den Girlanden kunstvoll umwunden mit „Willkommen“-Schildern versehen und mit Fähnchen aller deutschen Stämme besteckt wurden. Der lange Weg den „oberen Landstrich“

hinunter durch den Garten bis zum Haus war immer wieder von diesen lustig bunten Ehrenpforten unterbrochen.

Es werden wohl an die 50 Gäste gewesen sein, die kamen. Die Familie war vollzählig da, Onkel Martin hatte sogar seine drei Söhne mitgebracht, die nächst befreundeten Familien wie Baeyers, Hanfstaengls und Brauns waren gekommen und sogar Sir Lawrence und Lady Laura Alma Tadema hatten den weiten Weg von London her nicht gescheut.

Am Vortag, dem 15. Mai, gab es einen richtigen Polterabend mit allerlei Aufführungen, darunter eine „Moritat“ in der, ganz so wie bei einem richtigen Polterabend, kleine salonfähige Sünden und harmlose Laster eines Brautpaares, nun solche des Jubelpaares in Versen durchgehechelt und in Bildern persifliert wurden. Ich weiß nicht, was sonst noch aufgeführt wurde, irgendwie war ich jedenfalls auch dabei beteiligt. Das Haus war mit Lampions und Fettlämpchen illuminiert, was immer vom See aus ein reizvoller Anblick war.

Der eigentliche Festtag erstrahlte im leuchtenden Glanz eines wunderschönen Maitages, so wie er dann später zu meiner zweiten Hochzeit und der meiner Tochter Brigitte strahlen sollte, für die ich das gleiche Datum, den 16. Mai auswählte. Ich weiß noch, dass ich mich am Morgen des Tages mit besonderer Sorgfalt anzog und dass mein jovialer Onkel Ludo mir irgendetwas an meinem Hemdknöpfchen richtete, mit dem es bei den Stärkhemden, die man damals trug, immer einen kleinen Kampf gab.

Ein kirchlicher Akt fand nicht statt, die eigentliche Feier bestand in einem großen Gratulationsempfang und einer anschließenden Festtafel, die im Esszimmer für die Jugend und im alten Zimmer für die älteren Leute gedeckt war. Eine große Fülle von Geschenken waren eingelaufen und ich besitze noch eine Fotografie, auf welcher der Aufbau derselben auf der oberen Terrasse vor dem Arbeitszimmer des Vaters festgehalten ist. Am meisten gefreut hat den Vater wohl das Bild des Begründers seiner Wissenschaft, des Ägyptologen Jean-Francois

Champollion, das ihm seine dankbaren Schüler gestiftet hatten. Auf mein Geschenk war ich sehr stolz, denn es hatte ganze mühsam ersparte 5 M gekostet und bestand in einem japanischen Cachepot, der recht hübsch und heute noch vorhanden ist. Unter den Geschenken waren zum Teil Ausgeburten schlechten Geschmackes. Es war ja damals wohl der tiefste Stand bürgerlicher Geschmacks-„Kultur“ erreicht und so empfand man diese Dinge wohl wirklich als schön. Unter den Geschenken waren Dinge, die an sich wahre horreurs waren, die aber dennoch Freude machten, weil sie aus gar so guter Absicht heraus entstanden und gegeben waren. Ich erwähne nur ein geschnitztes Servier-Tablett, das unter Glas eine auf blaue Seide gestickte Nillandschaft mit Pyramiden und Palmen trug. Es stammte von irgendeiner Verehrerin der Werke meines Vaters.

Zu Gratulation und Festessen waren die Herren im Frack mit ihren Orden erschienen und wir waren stolz auf den Vater, den wir zum ersten Mal offiziell mit seinen Komthurkreuzen geschmückt sahen. Die Mutter hatte silberne Myrthen im Haar und der Vater im Knopfloch. Von den vielen Reden, die gehalten wurden, weiß ich nichts mehr, dafür ist uns allen als bleibende Erinnerung die Fotografie der Eltern geblieben, die sie in Luzern für diesen Tag hatten machen lassen, und das schöne rückschauende Festgedicht des Vaters, das sich an uns Kinder wendet und das an alle Festgäste verteilt wurde. Es ist eines der tiefst empfundenen Gedichte meines Vaters.

Nach dem rauschenden Auftakt der Silberhochzeitsfeier verlief nun der Sommer in der gewohnten schönen Weise und wenn etwas einen Schatten auf seine sonnigen Tage warf, so war es bei mir der Gedanke, dass es der letzte sein würde, den ich ganz in Tutzing verbringen könnte, denn für den Herbst war mein Eintritt in das Münchener Max-Gymnasium beschlossen und mein Landaufenthalt sollte künftig auf die Ferien beschränkt sein und auf die Sonn- und Feiertage, an denen ich immer hinausfahren würde.

Meine junge Seele versenkte sich daher mit doppelter Liebe in den unendlichen Reiz der Landschaft, die ihr Heimat war. Vielleicht brach auch damals erst das volle Verständnis in mir auf für die Schönheit der Landschaft überhaupt, die Luft und Licht täglich und stündlich zu etwas Neuem, zu etwas anderem machen, das Auge mit wechselnden Eindrücken beglückend und die Seele mit Stimmungswerten berührend, von denen keiner dem anderen gleicht.

Wo war die Mannigfaltigkeit landschaftlicher Stimmungen größer als bei uns am See! Ob er im Morgendunst in spiegelnder Glätte ruhte und die Berge in zartem Blau verdämmerten, ob um die Mittagszeit eine frische Brise ihn kräuselte und seine Wellen in tiefer Bläue leuchten ließ oder ob er sich im Abendfrieden wieder zu stiller Ruhe sänftigte und die sinkende Sonne des Gebirge in rosenroten Farben erstrahlen machte, immer war er gleich schön und immer fand seine Schönheit in meinem Herzen Widerhall.

Ich war ja trotz den Geschwistern und dem großen Familienkreis viel allein, denn ich war das einzige wirkliche Kind daheim. So gab man sich denn, wie man sich den inneren Stimmungen hingeben konnte, auch denen der schönen Natur hin, die einen umgab. Man erlebte es immer wieder von neuem als ein aufregendes Erlebnis, wenn der Himmel sich umdüsterte und der See im Gewittersturm zu toben begann, wenn die schaumgekrönten langen Wellen, überstäubt von Regenböen sich heranwalzten und hochaufspritzend an die Ufermauer brandeten. Man sah im Gefühl der Geborgenheit aus den Fenstern des geliebten Heimes die Blitze zucken und hörte den Donner rollen und krachen, nahm Anteil an den Leuten, die, wie so oft, von der Plötzlichkeit des Sturms überrascht, weit draußen im See in einem Segelboot trieben oder an denen, die in die dumpfen Kajüten eines Dampfers gebannt waren, der mit niedergehaltener Rauchfahne gegen die Wellen kämpfend am Ufer vorbeizog.

Hatte der Sturm sich gelegt und sich das Unwetter verzogen, wie gern eilte man dann ins Freie, saugte mit Genuss die Frische der gereinigten

Luft ein, bestaunte, wenn etwa die Sonne wieder durchbrach, das unwirkliche Leuchten der Farben auf Blättern und Blumen und bewunderte den Regenbogen, der von dem beruhigten Wasser strahlend sich zur Himmelshöhe wölbte. Dann hörte man wohl unseren Bach, der sonst so freundlich dahin rann, toben wie einen Strom, sah, wie sein Wasser sich hochangeschwollen und lehmig-gelb heranwälzte, Strauch- und Wurzelwerk mit sich führend. Man staunte die Gewalt dieses Strömens, Strudelns und Treibens an und suchte die Ufer ab, um zu sehen, ob nicht Sträucher mitgerissen oder Bäume unterhöhlt und zu Fall gebracht wären.

Wie anders waren dann wieder die stillen Nächte am See, von denen man im Herbst, wo die Tage kürzer werden, doch noch etwas miterleben durfte, trotzdem man ja schon früh ins Bett musste. Der See lag im Licht des Mondes, der eine glitzernde Straße unter das Wasser zog. In der Ferne verschwammen die Berge mit den dunklen Tönen des Himmels. Jeder Ruderschlag - und war er auch weit entfernt - war vernehmbar und da und dort in der Weite des Sees machte sich ein Menschenherz, dem das Mondlicht die Tagesfesseln löste, im Gesange Luft. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ – das durfte man in diesen Zeiten noch singen.

Die Sommerschulferien waren in Bayern damals noch sehr lang. Sie dauerten vom 14. Juli bis zum 18. September. In der Mitte dieser schönen Zeit, am 15. August, wurde immer Maries Geburtstag gefeiert. Er bildete immer den Höhepunkt der Ferien. Marie war zwar am 4. September geboren. Aber nachdem gerade an diesem Datum die vielgeliebte Mutter meines Vaters gestorben war, wurde die Feier ihres Geburtstages auf einen Marientag verlegt, der als „Mariä Himmelfahrt“ in Bayern damals noch gesetzlicher Feiertag war.

Am Nachmittag des 15. August wurde dann alles eingeladen was an Freunden und jungen Bekannten der Schwestern erreichbar war und es gab ein hübsches Gartenfest, das sich in die Abendstunden, wo es gewöhnlich noch Illumination und womöglich etwas Feuerwerk gab,

hineinzog. Mariechen liebte das Theater, aber spielte auch selbst gern und gar nicht schlecht Theater, und so musste es denn immer irgendeine Aufführung geben, bei der sie es sich nicht nehmen ließ, die Hauptrolle zu spielen. Ich erinnere mich noch eines Stückchens, das mein Vater zu ihrem Geburtstag gedichtet hatte, bei dem sie als Nixe des Sees, Seerosen in ihrem schönen aufgelösten braunem Haar in einem mit Schilf geschmückten weißen Gewand wunderhübsch aussah.

Ich sollte nun Lateinschüler und damit schon etwas Respektables werden. Jedenfalls waren meine eigentlichen Kinderjahre abgeschlossen.

.....

Haunshofen, 15. September 1941

H. E.